

WALTER LÜTHI

Das
ewige Jahr

Werktagspredigten

Digitalisierung

Hans Käser, Arequipa, Peru, mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Das ewige Jahr, Werktagspredigten
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Gotthelfverlag, Bern und Leipzig
Erste Auflage: Keine Angabe (1937)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Arequipa, Peru - Version 2014/02
Dateiname: luethi-dasewigejahr.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Diese bleiben unverändert bestehen.

Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz",

einzusehen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich in der vorliegenden Form, d.h. als unverändertes PDF Dokument und ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken.***

Zitate:

Zitate aus diesem Dokument müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor; Buchtitel (evtl. Untertitel/Predigttitle); Herausgeber und Version der digitalen Ausgabe; Seitenangabe; optional: PDF Dokumententnahme.

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

Inhalt

ZUM GELEIT	6
FRÜHLING	8
DIE BLÜTE.....	9
BLÜTE UND FRUCHT	12
"ALLES LEBEN STRÖMT AUS DIR..."	15
DER REBSTOCK.....	19
WIE DIE KASTANIE.....	22
DIE DEMONSTRATION	25
EIN BAUERNVERTRETER	27
EIN BLICK ÜBER DEN ZAUN	30
OSTERSIEG IN EINEM MENSCHENLEBEN.....	34
"ES GING EIN SÄMANN AUS ZU SÄEN..."	37
DER RUF	40
DIE KATZE.....	43
BEI DER VORBEREITUNG ZUM BACKEN.....	48
EINE EISHEILIGE	52
SOMMER	56
AM WEGRAND EINES MÜDEN VOLKES	57
EIN KRISENPROPHET	61
HEUET	65
BEIM MELKEN	70
EIN STARKER	73
NACH DEM HAGELSCHLAG	76
WIR HATTEN GEBAUET EIN STÄTTLICHES HAUS	79
ERBHÄNDEL	84
ZWEI KLÄGER	87
ZWEI ZUFRIEDENE.....	93
DAS BROT.....	97
DAS GEHEIMNIS EINER LIEBE	100

HERBST	104
BEIM KLANG DER HERDENGLOCKEN	105
DER HIRT	108
DAS SCHAF	112
HIRTEN, DIE KEINE SIND	114
VOLK OHNE HIRTE	116
EIN HIRT UND EINE HERDE	119
DAS LAMM GOTTES	122
DIE MAUS	127
DER GESCHEITE NARR	132
DIE LETZTE	135
HERBSTAUSSAT	137
DER MUSTERBAUER	141
ZUR KARTOFFELERNTEN	150
DER ANFANG VON UNTEN	153
DER GRIFF VON OBEN	157
BEIM MISTTEILEN	160
EINE DRESCHMANNSCHAFT HAT ZAHLTAG	163
WINTER	169
BEI DER WINTERARBEIT	170
DAS LEIBBLATT	174
LYDIA	179
DAS SALZ VON GALILÄA	184
DAS BLUT DER MÄRTYRER	188
BEIM BRUNNENGRABEN	192
VATER GEHT ZUR URNE - UND MUTTER?	194
DAS ZERFALLENE BUTTERFÄSSCHEN	197
DER LAUFZÜGEL	201
DES MENSCHEN SOHN	206
' S IST ALTJAHRABEND	214
DER PFLUG	218
DIE GESPRUNGENE GLOCKE	223

Zum Geleit

Unsere Vorfahren stellten an den Eingang ihrer öffentlichen Schriftstücke das Sätzlein: "Im Namen Gottes. Amen." Das war ursprünglich mehr als eine äussere Form. Es lag darin das Wissen um die menschliche Ohnmacht und der Glaube an die Allmacht Gottes.

Tief in der Seele des arbeitenden Volkes zu Stadt und Land lebt dies Wissen und schlummert dieser Glaube. Das sehen wir aus der Tatsache, dass jene alte Schreiberformel in den lebendigen Volksmund übergegangen ist und uns auf Schritt und Tritt begegnet.

Das neue Jahr beginnt: "I Gotts Name." Der Bub wird in die Fremde entlassen: "I Gotts Name." Das Mädchen heiratet: "I Gotts Name." Jedes alltägliche Beginnen wird so eingeleitet durch ein oft unausgesprochenes: "Im Namen Gottes. Amen."

Von Menschenschwäche und Gotteskraft soll dies Buch reden. Es weist hin auf viel zeitliche Not und auf die eine Hilfe.

Äusserlich hat sich der Stoff selber eingeteilt in die vier Jahreszeiten. Die einzelnen Betrachtungen reden von dem, was der Bauer einen "Jahrgang" nennt. Die Jahrgänge mit ihrer bunten Folge von "Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht", prägen sich dem Landmann derart ein, dass er sie mit all ihren Wechselfällen bis ins hohe Alter einzeln im Gedächtnis behält, jeden in seiner ganz besonderen Art.

Ausser diesem zeitlichen gibt es nun aber noch einen ewigen "Jahrgang" Dieser wird nicht bestimmt durch den Lauf der Gestirne, sondern durch den Heilsplan des Schöpfers. Dieser aber ist ewig nach dem Wort: "Jesus Christus gestern, heute, und derselbe in Ewigkeit."

Die Jahreszeiten dieses ewigen "Jahrgangs" heissen nicht Frühling, Sommer, Herbst und Winter, sondern Weihnacht, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten.

Vorliegendes Buch ist der in vielen Stücken mangelhafte Versuch, den bäuerlichen Jahrgang auf den geheimnisvollen Grund des ewigen Jahres zu stellen. Daher auch die etwas ungewohnte Bezeichnung "Werktagspredigten". Was hier "gepredigt" wird, ist das ewige Jahr des Herrn. Aber es soll gepredigt werden aus dem Werktag heraus und in den Werktag hinein.

Und nun sollen diese Blätter, die zum Teil bisher lose herumflatterten, gedruckt und zusammengebunden an die Öffentlichkeit. Im Moment, da ich dies "Kindlein" in die "Fremde" schicke, suche ich nach einem Wort, das meine Gedanken und Gefühle wiedergibt; ich finde kein umfassenderes und kein tieferes als eben jenen Seufzer auf den Lippen eines geplagten Volkes, das um die menschliche Ohnmacht weiss und an die Allmacht Gottes glaubt, jenen Seufzer, der bangt und hofft: "I Gotts Name!"

Basel, im Juli 1932

Walter Lüthi

*Meinen lieben Eltern
in Dankbarkeit gewidmet*

Frühling

Die Blüte

1. Mose 1,28

Lauf dorfauf dorfab, du findest kein Bauernhaus ohne Blumen. Auf Laube und Fenstergesims, im Kellerloch und in der Mauernische, in der Gartenecke und auf dem Brunnenstock, wo immer ein Plätzchen sich findet, blüht eine Blume. Diese Tatsache erregt immer neu mein Staunen. Denn Blumen brauchen Pflege und Zeit. Auch Blumen wollen "besorgt" und betreut sein, und zwar mit achtsamer Hand, sonst gehen sie zugrunde. Dieselbe Frau, die wäscht und backt und putzt und flickt und glättet und strickt und auf den Markt fährt, hat noch Zeit für Blumen. Dieselbe Frau, die bis hoch über den Kopf hinaus in nötigen und allernotwendigsten Pflichten drin steht, hat noch Zeit für etwas, das nicht nötig ist. Dieselbe Frau, deren Beruf das Besorgen und Versorgen ist, die Erbschen und Böhnchen, Salat und Spinat besorgen muss für den Familientisch, die Hühnchen und Schweinchen und Kinderchen zu versorgen hat, findet noch Zeit für Blümchen.

Diese Tatsache ist mir stets ein Beweis dafür, dass der Bauer nicht der auf den nackten Nutzen erpichte Mensch ist, als den etwa Fernerstehende ihn sich denken, und dass tief im Empfinden des Bauern ein angeborener Kunstsinn schlummert, ein Sinn fürs Schöne, der sich durch alle Alltagsnöte hindurch wunderbar erhält und behauptet. Wer aber meint, die bäuerliche Blumenpflege sei lediglich eine Schwäche des weiblichen Geschlechts, schaue sich einmal unter den Männern um, wenn im Frühling die Kirsch- und Birn- und Apfelbäume in der Hofstatt blühen. Der Bauer weiss, dass diese Blumensträusse süsser duften und heller leuchten als das kunstvollste Handelsgärtnerbouquet in der teuersten Chinavase.

Aber der Schönheitssinn des Bauern ist nüchtern und

besonnen. Der Bauer könnte nie ein "Blumennarr" werden, er lebt zu nah der Schöpfung und ist zu wissend. Er weiss: Die Blume verwelkt. Er weiss, nach jedem Mairausch kommt ein Brachmonat. Und er ist nicht untröstlich darüber, dass die Blume vergeht. Für ihn ist das Vergehen der Blume sogar eine Selbstverständlichkeit. Der Bauer weiss, es stände um uns Menschen schlimm, wenn es das ganze Jahr Maien wäre. Die Blume soll verwelken. Sie soll und darf gar nicht Selbstzweck, gar nichts Letztes sein. Im Haushalt des Schöpfers ist alle Blüte nur ein Übergangsstadium. Sie hat einen Dienst zu erfüllen, und dann einfach zu verschwinden, hat einem anderen Platz zu machen, das nach ihr kommen muss. Der Bauer weiss: Alle Blüte muss sterben, auf dass die Frucht lebe. Der Schöpfer hat seine Werke nicht geschaffen mit der Endbestimmung: "Blühet!", sondern mit der anderen: "Seid fruchtbar!" Der Schöpfer sieht durchaus nicht in der Blüte den Höhepunkt seiner Schöpfung, wie schön sie auch sein mag, sondern in der Frucht, mag sie auch noch so unscheinbar sein; nicht im "wunderschönen Monat Mai", sondern eher im Herbstmonat.

Von diesem Schöpfungswillen weiss der Bauer noch etwas. Darum ist's durchaus im Sinn des Schöpfers, wenn der Bauer seinen Garten nicht pflanzt, um ihn das ganze Jahr blühen zu sehen. Diesen Luxus sollen sich andere leisten. Er will Kraut und Bohnen daraus ziehen. Er düngt und reinigt und schneidet seine Obstbäume nicht, um einige Tage Freude zu haben an der schönen Blust (Blütezeit) - wie gross seine Freude daran auch ist! -, sondern um im Herbst die Leiter anzustellen und Früchte herunterzuholen. Ja, so gern er seine Bäume blühen sieht, so gern sieht er sie möglichst rasch verblühen. Die langen, die allzu langen Blühet sind für die Frucht gar nicht verheissungsvoll: Langer Blühet, kurze Frucht.

Nur ein mit Vorurteilen, aber nicht mit Kenntnis Belasteter

kann diese schöpfungsnahe Denkart als lauter Eigennutz und plumpe Poesielosigkeit deuten. Der Bauer weiss eben von Gottes Schöpfergeheimnissen noch mehr als manch ein schöpfungsferner, armer, moderner Mensch. Drum kann er den Blumenkultus nicht mitmachen, den man weithin mit der Blüte heutzutage treibt. Wo man die Blume ernster nimmt als sie ist, wo man in ihr einen Selbstzweck sieht, da kann der Bauer nicht mehr mit. Für eine tändelnde und unernste Spielerei hat er weder Geschmack noch Zeit.

Der moderne Blumenkult scheint mir mehr zu sein als nur eine harmlose, vorübergehende Schwäche des heutigen Menschen. Er scheint mir einen gar ernsten geistigen Hintergrund zu haben. Es scheint, als ob der moderne Mensch sich selber als eine Art Blume auffasste, den Menschen selber in eine Reihe stellte mit der Blume, und sich selber und seine Mitmenschen nicht mehr ernster nähme als eine Blume. Oder ist es etwa nicht so, dass - und leider bereits schon bis tief in einen angefaulten Bauernstand hinein! - nicht mehr der fruchtbare Mensch, sondern der blühende Mensch unser modernes Menschenideal geworden ist? Der schöne, der duftige Mensch, der womöglich bis zum sechzigsten Altersjahr aussieht, als wäre er erst zwanzig? Wir wollen schön, wir wollen jugendlich und blumenhaft bleiben, darum röten wir die Wange, färben das Haar, bräunen die Haut, rasieren uns glatt, kürzen die Zöpfe und kleiden uns jugendlich und blumig. Der Uernerst der Blume hat's uns angetan, und unser Ideal ist ein Blumendasein.

Vor der Frucht aber haben wir Angst. Die Frucht entblättert die Blüte, darum fürchten wir sie; denn wir wollen blühend, wir wollen Blumen bleiben. Darum ist es das Kennzeichen unseres so blühenden Geschlechtes, dass es auf der Flucht begriffen ist, auf der ständigen Flucht vor der Frucht. Die Zukunft wird lehren, ob dies eine Flucht zur Rettung sein wird — oder eine Flucht ins Verderben.

Blüte und Frucht

*Matthäus 7,15-21; Lukas 13,9-6; Matthäus 21,18-22;
Galater 5,22*

Unserem Herrn ist die Schöpfung Gottes immer wieder zum Gleichnis geworden. Hinter der sichtbaren und handgreiflichen Welt sah er die unsichtbare Welt. Und wenn er den Seinen von dieser unsichtbaren Welt redete, dann benutzte er mit grosser Vorliebe irgendeinen Vergleich aus dem Schöpfungshaushalt Gottes. Wer nun die Evangelien liest, dem muss auffallen, dass er ein einziges Mal aus dem, in Palästina doch so mannigfaltigen und prächtigen Reich der Blumen ein Gleichnis sagt. Wir kennen das Wort von den Lilien des Feldes, die vom Schöpfer reicher ausgestattet sind als Salomo in seinem Königsmantel.

Neben diesem einzigen, gleichsam beiläufig angezogenen Blumengleichnis nehmen hingegen die zahlreichen Fruchtgleichnisse einen breiten Raum ein. Die fruchttragende Pflanze wird ihm immer wieder zu einem Vergleich mit dem Menschen und dessen Stellung im Reich Gottes. Rebstock, Feigenbaum und Weizenfeld. Ist's blosser Zufall, dass gerade bei diesen Pflanzen die Blüte fast völlig verschwindet hinter der alles beherrschenden Frucht? So selbstverständlich wie ein schöpfungsnaher Bauer von seinen Pflanzen und Bäumen Frucht erwartet, so selbstverständlich erwartet unser Meister, dass der neue Mensch, der Mensch im Reiche Gottes, Früchte des Geistes bringe. Nicht Geistesblüte nur, sondern Geistesfrucht.

Dem Menschen, dessen Glaubensleben sich in Gefühlen, Gedanken und Worten äussert und sonst in nichts, wird das Gericht angesagt, und zwar mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt. Wir kennen das Wort, das schon der Täufer prägt, das Wort von der Axt, die dem

Baum an die Wurzel gelegt ist, der nicht "rechtschaffene Frucht der Busse" bringt. Das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum im Weinberg ist bekannt. Wir erinnern uns vor allem an jene seltsame Begegnung des Meisters aus den letzten Tagen seiner Leidenszeit. Da sehen wir Jesus auf dem Weg nach Jerusalem. Am Wegrand steht ein Feigenbaum. Den Meister hungert, aber der Baum, an dem er Früchte sucht, ist leer. Darauf scheint sich der ganze heilige Zorn über eine blühende, aber unfruchtbare Frömmigkeit noch einmal, ein letztes Mal, jäh in ihm zu regen. Und er verflucht den Baum.

In gleicher Linie liegt später die Verkündigung des Apostels Paulus. Paulus hat keine einzige seiner Gemeinden darüber im Zweifel gelassen, dass sie von Gott erschaffen und von Jesus Christus erlöst und zum neuen Reich berufen wurden, um aus dem seligen Stand heraus gestaltend ein- und anzugreifen und tätig Anteil zu nehmen am Gemeindeleben, vom Abendmahl, vom Beten und Psalmensingen bis zur Sorge um die Armen und Schwachen, deren Lasten es gemeinsam zu tragen gilt. Den Galatern legt er auseinander, was er wörtlich genau unter Frucht versteht, indem er ihnen schreibt: "Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede — Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit —, Glaube, Sanftmut, Keuschheit." Und den Römern teilt er mit, er habe sich oft vorgenommen, zu ihnen zu kommen: "Dass ich auch unter euch Frucht schaffte, gleichwie unter anderen Heiden."

Dass die Taten und Werke, die unser Meister von der Gemeinde verlangt und erwartet, "Früchte" genannt werden, ist hochbedeutsam. Was ist denn eine Frucht? Eine Frucht ist ein Geheimnis. Das wurde mir letzthin wieder einmal klar, als ich auf einem Stubentisch eine Schale sah und drin eine künstlich gefertigte Orange, einen künstlichen Pfirsich und eine künstliche Birne. Welch armselige Gemächte im Vergleich zur gewordenen und geheimnisvoll

gewachsenen Frucht, im Vergleich zu jener Frucht, die kein Mensch machen kann!

So geheimnisvoll wie die gewachsene und gewordene Frucht des Feldes ist nun auch das, was unser Meister Frucht nennt und von seinem Jünger erwartet. Nicht jede menschliche Tat, o nein, noch lange nicht, nicht einmal jede menschliche Guttat und alle menschliche Wohltätigkeit, ist Frucht in unseres Meisters Sinn. Was wir Menschen mit unserem Können und Begreifen herstellen, was wir produzieren und fabrizieren, was wir aus Intelligenz und Willen heraus leisten und vollbringen, das alles gleicht im allergünstigsten Fall jenen künstlichen, geheimnislosen Früchten in der Schale; Früchten, die nicht Früchte sind, sondern menschliche Kunststücke.

Aber nun drängt sich uns eine Frage auf die Zunge: Wenn's mit den Früchten so steht, verlangt denn der Meister nicht Ungebührliches, Unmögliches von uns? Wie kann er Früchte, echte Früchte von uns fordern, die doch nur der Schöpfer schaffen kann?

In der Tat: wäre des Heilands Forderung der Früchte das einzige, das wir von ihm kennen und wissen, dann wär's eine grausame Forderung; darum grausam, weil wir sie ja doch nicht erfüllen können. Aber das ist ja nun das Grosse und Frohe an Jesu Botschaft, dass er nie nur fordert, gleichsam aus der leeren Kasse heraus, sondern lang schon gab und schenkte, bevor er von uns verlangt. Das sollen uns die zwei folgenden Betrachtungen klarmachen.

"Alles Leben strömt aus dir..."

Offenbarung 22,1-5; Psalm 1,3

Im Appenzeller Landsgemeindelied liegt noch die Ahnung vom Zusammenhang zwischen Schöpfer und Geschöpf. Ich weiss, dass man das Lied gleichsam mit heidnischem Herzen singen kann. Wir wissen wohl, dass ein modernes Allerwelts- und Naturgefühl nicht das ist, was uns die Heilige Schrift in Jesus Christus offenbart. Aber was hindert uns diese Einsicht, das Lied gleichsam mit biblischem Offenbarungsgut zu füllen? Wenn wir's singen, dann als solche, die des Meisters Gleichnis vom Weinstock und den Reben kennen, in dem unser Erbarmer spricht: "Wer in mir bleibt, der bringt viel Frucht; aber ohne mich könnt ihr nichts tun." Zum Schöpfer aller Dinge, wie er sich uns im Erlöser Jesus Christus offenbart, schauen wir hinauf, wenn wir singen:

"Alles Leben strömt aus dir
und durchwallt in tausend Bächen
alle Welten;
alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir."

Damit rühren wir unserem Geschlecht an den wunden Punkt. Es ist heute nicht so, dass alle Welten sprechen: "Deiner Hände Werk sind wir." Wir meinen, es ohne Gott und den Erlöser machen zu können. Wir sind Menschen aus eigener Kraft. Wir gleichen dem Zweiglein, das auf die wahnwitzige Idee kam, sich loszulösen vom Rebstock, um ohne Mutterstock und Wurzelwerk Frucht zu bringen. Nicht umsonst warnt der Meister im Gleichnis siebenmal, dass wir sollten "bleiben" in ihm. Aber nun haben wir uns losgerissen, sind nicht geblieben, haben das siebenmalige "bleiben" überhört und missachtet. Wir haben die Verbindungszellen und Lebensadern, die uns mit Gott verbanden,

zerstört, und darum kann die Kraft von oben nicht mehr "in tausend Bächen" die Welt durchströmen. Die Bachbette sind verschüttet, und vor allem das eine Strombett, das Jesus Christus heisst.

Darum leben wir in einer Zeit des Absterbens und des Abdorrens. Darum hat rein äusserlich so mancher "Zweig" unserer Volkswirtschaft "den Mager", oder wie ihr auch sagt, "die Spitzendürre". Darum frisst an so manchem Glied der Altersbrand. Und darum die erschütternde Fruchtlosigkeit unserer heissen Bemühungen.

Auch die Kirche ist davon getroffen, auch ihr Schoss scheint unfruchtbar geworden zu sein, weil auch sie die "tausend Bäche" und den einen grossen Strom des Lebens verschütten und verschlammen liess. Auch sie, vielleicht sie in erster Linie, hat's vergessen, dass alles Leben aus ihm strömt, und dass wir ohne ihn nichts tun können, und dass alles, was wir ohne ihn tun, mögen wir noch so meinen, es sei etwas, eben nichts ist, nichts, nichts, nichts!

Das Ende dieser Entwicklung zeigt uns Russland. Dort macht man Ernst, völligen, blutigen Ernst mit der Einschleifung der tausend Bachbette, mit der Loslösung des Zweiges vom Stock. Der Fünfjahresplan ist der grandiose, auf den Hochschulen Europas ausgeheckte Versuch des Menschen, ohne Rebstock Früchte zu schaffen, künstliche Früchte. Das Ideal dieses Planes, so weit wir ihn deuten können, wäre, selbst den Menschen künstlich im chemischen Laboratorium herzustellen. Der Bolschewismus würde unser Lied so singen:

"Alles Leben strömt aus mir
und durchwallt in tausend Bächen
alle Welten;
alle sprechen:
Unsrer Hände Werk sind wir."

Dieser Versuch schlägt eine Kirche in Trümmer; die ist alt und hinfällig und unfruchtbar. Diese Kirche, dies alte Mütterlein, ist von seinen Vergewaltigern in die Ecke gedrückt, und schaut uns an mit blutüberströmtem Runzelgesicht. Aber wir wissen, Gottes Gnade kann einer Sarah und Elisabeth im hohen Alter unversehens neues, unerhörtes, wirkliches Leben in den Schoss legen. So ist es unser Glaube, dass Gott den unfruchtbaren Schoss der Kirche segnen wird, sobald dieselbe dort ist, wo er sie haben will. Und dort ist sie, wenn sie gedemütigt weiss, dass alles Leben aus ihm strömt, aus ihm allein.

Welches Leben wird wirkliches Leben sein? Welche Frucht wird lebensfähig, die Zeiten und Jahrhunderte überdauernd, sein? Diejenige, die wir moderne Menschen - wahrlich nicht nur die Russen! - planmässig und künstlich und mit grossem Geschick und noch viel grösserem Geschrei herstellen oder diejenige, die in aller Stille und Verborgenheit geheimnisvoll von Gott her wächst im Mutterschoss der alten, armen Kirche? Das wird die Zeit lehren. Wir können warten, weil wir glauben, nach dem Herrenwort: "An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Das Verheissungsbuch, das letzte Buch der Heiligen Schrift, das letzte Kapitel desselben, redet von einem Strom, der von Gott und seinem Sohn ausgeht in diese Welt. Und dann heisst es wörtlich: "Auf beiden Seiten des Stromes steht Holz des Lebens, das trug zwölfmal Früchte."

O, nicht wahr! Das wär's doch! Holz des Lebens, das ist's doch, das wir sein sollten. Nicht dürres Holz, sondern Holz, "gepflanzt an den Wasserbächen, das Frucht bringt zu seiner Zeit". Aber auch nicht geile Wasserschosse, sondern tragbares Fruchtholz, gepflanzt an jenem Strom, der von Gott und dem Erlöser her durch die Zeiten, auch durch unsere Zeiten, strömt; Holz, das zwölfmal Früchte trägt.

Nicht blühen nur möchten wir, sondern Früchte tragen;
nicht einmal nur, sondern zwölfmal, oder gar "dreissigfältig, sechzigfältig, hundertfältig".

Der Rebstock

Johannes 15,1-8

Dreierlei ist mir in Nachbars Weinberg am Rebstock aufgefallen. Als ich im ersten Jahr dem alten Rebmann beim so genannten "Gruben" zuschaute, die Erde um die Stöcke herum entfernt sah, und das abgedeckte Wurzelwerk sichtbar ward, da staunte ich über den geheimnisvollen Lauf und über die mannigfaltige Verschlingung der Wurzelgänge kreuz und quer unter der Erde. Das "Gruben" ist die altsolide Art, abgestandene Stöcke zu erneuern, indem man eine noch gesunde und kräftige "Mutter" in die Erde einsenkt und von ihr aus zwei starke Ruten unterirdisch einlegt, so dass diese Schosse innert kurzer Zeit sich zu Wurzeln für zwei neue Pflanzen umbilden.

Jahr um Jahr, ein Menschenalter lang, hat mein Nachbar die Reihen seiner Reben immer wieder so ergänzt, wo sie durch Alter und Winterfrost gelichtet waren, so wie ein Feldherr nach blutiger Schlacht seine lückenhaften Regimenter ausbessert. Nun hat der Alte seine Augen geschlossen. Im Herbst nach seinem Tod wurde der Rebberg ausgereutet und in einen Kleeacker verwandelt. Bei dieser Gelegenheit kamen grosse Haufen von Wurzelläufen an den Tag. Der ganze Acker schien ein einzig Netz von ineinander greifenden Wurzelmaschen.

Es war Winterszeit, als ich zum erstenmal im Leben den Rebstock sozusagen "persönlich" kennen lernte. Ein trauriger Anblick. Schon eine Hofstatt im Winter ist kahl und öd; ein Rebberg im Winter aber gleicht einem Feld voller Totengebeine. Wie abgedorrte, fleischlose Arme, mit knöchernen Händen dran, ragen die nackten Stöcke aus dem weissen Leichentuch des Schnees hervor. Das bastartige Faserwerk aber, das, statt wie bei den Bäumen die speckige Rinde, das harte Holz des Rebstocks einhüllt wie

ein loses Bettlergewändlein, vermehrt noch den Eindruck des Erstorbenseins.

Dann zog der Frühling ins Land, und wehte das Leichentuch hinweg. Der Nachbar schnitt die Schosse des vergangenen Jahres. Aus den Schnittwunden tropfte Leben. Der Rebstock "weinte" und blutete. Aber in den darauf folgenden Wochen geschahen im Totenacker Zeichen und Wunder. Aus dem schwarzen Knochengerippe drängte gewaltiges Leben. Saftstrotzende Reiser und hellgrüne Blätter schossen hervor über Nacht, ein grossmächtiger Laubbau, so mächtig, dass der eigentliche Rebstock völlig darunter verschwand. In der Folgezeit mussten die übermütigsten Ranken und geilsten Seitentriebe mehrmals herausgereinigt werden. Nach ein paar kurzen Monaten aber hing in der grünen Laubhütte die Traube, goldgelb und vollkommen, Beere an Beere.

Was da geschehen ist, das ist ein Wunder vor unseren Augen. Die schwarze Knochenhand des vergangenen Winters hat reiches Leben dem Menschen dargereicht, und am wütesten Knorren auf Gottes Erdboden liess der Schöpfer die saftigste und edelste aller Früchte reifen.

Und nun hat unser Herr sich selber mit dem Rebstock verglichen, als er in seinen Abschiedsreden den Jüngern sagte: "Ich bin der Weinstock." Vor der Bildkraft, die diesem Gleichnis innewohnt, stehen wir getroffen und gefesselt still, und staunen und schauen.

"Ich bin der Weinstock." — Ich sehe im Geist das weit verzweigte Wurzelwerk in Nachbars Rebberg. Unser Meister lebt nicht aus sich selber. Er hat seine "Wurzeln" tief hineingesenkt in die Welt seines Vaters. Seine Kraft und seine Vollmacht, seine Weisheit und Güte, sie stammen aus jener Welt, aus der er selber stammt. Er lebt von seiner Verwurzelung in der Ewigkeit, und macht kein Hehl daraus. Er heilt keinen Kranken, er vergibt keinem armen

Sünder, er bricht keinen Bissen Brot seinen Jüngern, ohne vorherige Zwiesprache mit dem Vater im Himmel.

"Ich bin der Weinstock." — Ich sehe im Geist des Nachbarn winterlichen Rebberg. — Nie hat einer ein demütiger Wort über sich selber ausgesprochen als unser Meister, wenn er sich einen Weinstock nennt. Wir erkennen in diesem Vergleich den Heiland in Knechtsgestalt, den Knecht Gottes, von dem es heisst: "Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte." Ja, es kam die Zeit, da diese Gestalt erstarb und, ins Leichentuch gehüllt, begraben wurde — und kein Leben mehr war da. Rebstock im Winter!

"Ich bin der Weinstock." Wir sehen Nachbars Rebberg im Frühling, im Sommer und im Herbst. Wir sehen das Weinen und Bluten, wir sehen das machtvoll emporbrechende Leben, und wir sehen die süssesten und edelsten aller Früchte heranreifen. "Am dritten Tage wieder auferstanden" — o Wunder aller Wunder!

"Ich bin der rechte Weinstock, und mein Vater der Weingärtner. Eine jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; aber ohne mich könnt ihr nichts tun."

Wie die Kastanie

Markus 4,10-12; Matthäus 16,20; Johannes 7,1-13

Im Haushalt unseres Schöpfers gibt es ein Gesetz, das auch wir gewöhnliche Menschen, die wir nie höhere Naturwissenschaften studiert haben, gar wohl beobachten können; ich möchte es das Gesetz der Heimlichkeit nennen. Ich meine damit die Tatsache, dass vor allem Anfang und Ende aller Dinge sich unserem forschenden Blick entziehen und eingehüllt sind in den Schleier des Geheimnisses.

Die Quellen des Rheinstroms sammeln sich tief in der Erde, in jenen tausend verborgenen Klüften und Adern und Rinnsalen, und die Mündung des Rheinstroms verliert sich wiederum an die unüberschaubare, rätselhafte Weite des Weltmeeres.

Das Werden aller Kreatur, auch das Werden des Menschen, vollzieht sich in strengster Verborgenheit im geheimnisvollen Dunkel des Mutterleibes, oder im Schoss der Blatt- und Blütenknospe.

Etwas wie eine Scheu vor der Öffentlichkeit beobachten wir auch beim Sterben aller Kreatur. Die verendenden Tierlein entziehen sich gern dem Tageslicht und der Neugier des menschlichen Auges, sobald sie ihr Ende wittern. Und auch der Mensch trägt etwas von dieser Scheu in sich. Ich erinnere an jenen ergreifenden Bericht aus dem Leben des alttestamentlichen Königs Hiskia, der todkrank auf seinem Siechbett liegt und sein Gesicht gegen die Wand weg wendet.

So etwas wie ein Gesetz der Heimlichkeit, das über jeder Kartoffelknolle und über jedem Apfelkern und über jeder Haselrute schwebt, dasselbe Gesetz beobachten wir auch am geistigen Werden und Wesen unseres Heilandes. Es ist schwer zu entscheiden, was an der sichtbaren Erscheinung des Heilandes geheimnisvoller ist, seine Geburt im Stall

von Bethlehem, oder sein Tod am Kreuz auf der Schädelstätte, sein fast dreissigjähriges Schweigen als Handwerkerskind und Bürger von Nazareth, oder seine kurze Wirksamkeit in der weltabgelegenen römischen Randprovinz.

Ja, Jesus beugt sich nicht nur widerwillig und naturhaft unter dies Gesetz der Heimlichkeit, sondern nimmt's bewusst und in freier Entscheidung auf sich. Es kommt vor, dass er die Form der Gleichnisrede wählt, absichtlich, damit ihn nicht alle Hörer verstehen. Er sagt absichtlich seinen Jüngern manches bloss ins Ohr. Wir hören, wie er Menschen, denen er Gesundheit schenkt, das Gebot des Schweigens auferlegt. Diesem seinem heimlichen Wesen hat er's auch zu verdanken, dass ihn die Kirchenbehörden Jerusalems auf Schritt und Tritt belauern lassen durch ein weit verzweigtes Spionage- und Spitzelsystem.

Vor allem ein Geheimnis hat Jesus besonders gehütet: Das Geheimnis seiner Person, die Tatsache, dass er der seit uralten Zeiten verheissene und erwartete Messias sei. Der erste, der das Unerhörte in Worte zu fassen wagte, war Petrus. Aber sofort legt der Meister allen, die es gehört haben, gleichsam die Hand auf den Mund: "Da verbot er seinen Jüngern, dass sie niemand sagen sollten, dass er Jesus der Christus wäre."

Dieser Verzicht auf Öffentlichkeit ist nicht ganz selbstverständlich. So wie Kinder, die nicht warten können, Blumen aus den Knospen zupfen, so hat man immer wieder versucht, Jesus herauszuzupfen vor der Zeit. Jene fünftausend, die er speiste, wollten ihn zum König der Endzeit ausrufen, und er floh vor ihnen. Seine eigenen Brüder wollten ihn der breiten Öffentlichkeit preisgeben, bevor seine Zeit gekommen war: "Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein. Tust du solches, so offenbare dich vor der Welt."

Ja, der Teufel selber versucht ihn, bevor er nur angefangen hat, gleichsam im Sprung sich der Öffentlichkeit darzubieten. Er hat's zurückgewiesen mit dem Wort: "Weiche weg von mir, Satan!"

Wie die Kastanie. Sie wartet geduldig in der Schale. Dann kommt der Herbst. Die Rinde reisst. Der Stiel zerbricht. Sie fällt vom Baum. Schwer schlägt sie auf am Boden. Die Schale zerschellt — und die Frucht tritt ans Licht. Alles nach dem ewigen Willen des Schöpfers so geordnet. Alles Ding währt seine Zeit. Der Sohn macht keine Ausnahme.

Die Demonstration

Matthäus 21,1-11; Johannes 12,12-19

Das ist die biblische Bedeutung des Palmsonntags: Der Meister demonstriert. Jesus macht aus seiner Person kein Geheimnis mehr. So wie nach uralten Schriften der König der Endzeit einreiten werde, so reitet er in Jerusalem ein. Er lässt sich König nennen. Am helllichten Tag. Auf dem Fensterbrett neben mir steht ein stacheliger Kugelkaktus. Jahrelang hat er sein Geheimnis gehütet. Heute bricht's endlich hervor. Er breitet seine Blüten der Sonne zu. In wenigen Tagen ist's vorbei! —

Die Erlaubnis an die Jünger, seinen Namen öffentlich auszurufen, wirkt wie eine Explosion. Das lang verdrängte Bekenntnis macht sich Luft in unnatürlicher Begeisterung. Sie loben laut die Taten, die durch ihn geschehen sind. Sie "verkünden von den Dächern".

Die Demonstration zwingt die "Regierung" zum Einschreiten. Weiss Gott, welche Todesart man bereits für ihn beschlossen hat. Ganz sicher ist in ihrem Programm nicht dieser Hergang seines Leidens und Sterbens beschlossen. "Ja nicht aufs Fest hin!" Man hat ja zu allen Zeiten andere, viel weniger gefährliche Mittel, als eine öffentliche Kreuzigung es ist, um unbequemer Gegner Herr zu werden. Irgendeinmal, irgendwo verschwinden lassen und nachher von einem mysteriösen Fall reden.

Einen verborgenen Tod würde man eigentlich auch bei Jesus erwarten. Das war jeweilen das Los der Propheten, von Moses bis auf Johannes den Täufer, dass sie irgendwo einsam starben, verborgen und geheimnisvoll, wie sie ins Leben eintraten und wirkten. Man erwartet nicht von Jesus, dass er die bisherige Linie der Verborgenheit noch im letzten Moment radikal verlassen werde in seinem Leiden und Sterben.

Dass der Meister durch seinen Einzug in Jerusalem am Palmsonntag nicht heimlich, sondern öffentlich stirbt, viel öffentlicher als er geboren wurde und lebte, das ist nicht zuzusagen eine blosser Formsache. Es ist nicht von ungefähr, und Gott weiss, warum er es so gefügt hat, dass die Passionsgeschichte fast einen Drittel all dessen, was wir von Jesus wissen, einnehmen muss. Es ist Gottes Wille, dass die Welt das, was zwischen Palmsonntag und Ostern in und um Jerusalem geschieht, bis in alle Details hinein zu wissen bekomme und es ins helle Licht der Geschichte gerückt werde. Der so überraschend öffentliche Leidensweg, und das demonstrationsartige Sterben des Herrn, ist göttlicher Ratschluss.

Jesu Leben und Leiden soll keine Geheimlehre für einige Eingeweihte sein, sondern Gott hat sich in ihm öffentlich gemacht vor aller Welt, jedem Kind sichtbar. Die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel soll im Zeichen des Kreuzes weithin über die Erde leuchten.

Alle Welt soll hinschauen zum Kreuz. Alle Welt dürfen wir aufrufen: "Schau da, was geschehen ist für dich!" So hat Paulus seine Aufgabe aufgefasst, wenn er den Galatern schreibt, er habe ihnen Jesus Christus vor Augen gemalt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden.

Anschauen wollen wir, nicht frechen, graden, steilen Blicks, sondern so wie der Zöllner im Tempel schaute. Hinschauen, das können wir auch dann noch, wenn wir zum Reden nicht mehr fähig sind, weil uns das Weh um unsere Schuld die Sprache verschlägt. Hinschauen, das können wir noch, wenn uns die Krankheit die Glieder lähmt, so dass wir keins mehr rühren können. Hinschauen, das können wir, wenn einst das Auge bricht: "Da will ich nach dir blicken." —

Darum hat Gott vor aller Welt demonstriert, damit alle Welt hinschauen und froh werde.

Ein Bauernvertreter

Markus 15,21

In der Leidensgeschichte unseres Herrn sind die verschiedensten Stände und Berufe vertreten. Allen anderen voran tun sich die Pharisäer und Schriftgelehrten und die hohen Stadtgeistlichen hervor, wir würden heute sagen, der Priester- und Gelehrtenstand. Die Politiker und Regenten fehlen nicht. Pilatus und Herodes sind ihre würdigen Vertreter. Da sind die Bürgersleute, wohl meistens die Handwerker der Landeshauptstadt, sogar deren Frauen und Töchter. Der Dienstbotenstand ist vertreten durch den Knecht Malchus und die Magd im Hof des Hohenpriesters. Polizeiorgane und Gerichtsdienere besorgen die Überführung des "Häftlings". Einer vom römischen Offizierskorps, einer mit Hauptmannsgrad, hält Wache am Kreuz, und Joseph von Arimathias, ein ehrbarer Ratsherr, übernimmt "die Beerdigung des Entschlafenen".

Schliesslich heisst's von einem mit Namen Simon von Kyrene, er sei eben vom Feld gekommen. Wir haben darum einigen Grund, anzunehmen, dass auch der Bauernstand einen Vertreter und Beteiligten hat in der Leidensgeschichte Jesu. Und zwar ist's ein überaus eigentümlicher Platz, den dieser "Bauernvertreter" hier einnimmt.

Der zum Tod verurteilte "Sträfling" hat die Aufgabe, das Holzstück, an dem man ihn richten will, selber vors Stadttor hinaus auf den Henkerplatz zu tragen. Sei es nun, dass die Henkersknechte eine Art Mitleid empfanden, oder dass ihnen ihr Opfer zu wenig rasch vorwärts geht, item, sie sehen sich aus irgendeinem Grund veranlasst, Jesus zu helfen. Von ihnen selber gibt sich keiner dazu her. Es täte ihrer Schinderwürde zu sehr Abbruch, wenn einer von ihnen das schimpfliche Holz anrühren würde. Sie halten Umschau nach einem geeigneten Träger, und da läuft ihnen jener Bauer, der eben vom Felde kam, sehr willkommen in

die Quere.

Von Jesu Jüngern und Angehörigen ist scheint's keiner da, der ihm diesen Liebesdienst erweisen könnte. Drum muss ihn dieser Bauer tun, der "eben vom Felde kam". Simon von Kyrene ist somit auf den ersten Blick die einzige Lichtgestalt auf Jesu Leidensweg. Der Bauernvertreter steht vor uns als leuchtende Ausnahme vor allen anderen Ständen. Er, und mit ihm der Bauernstand, können sich rühmen, sie einzig hätten geholfen, dem Herrn sein Kreuz zu tragen.

Aber nun heisst es, man habe Simon unters Holz gezwungen. Zwingen also musste man ihn. Simon hat sich also gegen die unerhörte Zumutung gewehrt und nur unter Zwang getan, was er lieber nicht getan hätte. Also nichts von leuchtender Ausnahme. Auch Simon der Bauer hat später allen Grund, genau gleich wie alle anderen nur mit Beschämung an den Tag zu denken, da er mit Murren und Knurren dem Heiland einen kleinen Dienst erwies.

Widerwillig trägt da ein Mensch die ihm ein kleines Wegstück aufgezwungene Last. Dieser Simon ist aus dem Leben geschnitten. So frohgemut, nichts Schlimmes ahnend, wie Simon dort des Weges kommt, so wandern wir in den Tag hinein, pfeifen ein Liedlein und machen heitere Zukunftspläne. Aber eh du dich's versiehst, hat dich des Lebens harte Faust ergriffen und unters Holz gebeugt, da hilft kein Wehren und kein Schreien und kein Fluchen und kein Zähneknirschen mehr. Im Hui liegst du auf dem Schragen, mit geknebelten Armen; die Blinddarmentzündung ist da, der Todesfall in der Familie, das "Ungfehl" (Unglück) im Stall, der Wetterschaden im Feld. Die Last drückt, der Schweiß rinnt und manchmal sogar eine verborgene Träne, aber das Leben jagt und peitscht, vorwärts, vorwärts, nicht stehen bleiben!

Das Leben! Wer ist das Leben, das da mit harter Faust uns

unters Holz zu zwingen pflegt? Ist's eine Schar Henkersknechte und Rohlinge, das, was wir "Leben" nannten? In der Tat tragen nicht wenige ihre Bürde wie Simon, als hätte der Henkersknecht sie ihnen aufgezwungen. Es ist vielleicht auch nicht von ungefähr, dass dieser Simon Bauer war, der "eben vom Felde kam", und dass gerade einem Bauern diese Aufgabe wurde. Es dünkt mich, die Zahl derer werde von Jahr zu Jahr grösser, die wie Simon unters Holz gezwungen werden. Ich sehe es gar manchem an, der am Abend müde und sorgenvoll "vom Felde kommt", dass ein Holz ihn drückt, und dass er's trägt wie Simon von Kyrene, mit ohnmächtigem Zähneknirschen.

Aber das Letzte habe ich noch nicht gesagt. Jener Simon hat nämlich nicht das ganze Wegstück wider die Roheit der Henkersknechte getobt. Wir wissen, Simon der Bauer ist auf jenem kurzen Wegstück, da er das Fluchholz trug, ein Jünger Christi geworden mit seinen zwei Buben Alexander und Rufus. Er ist ergriffen worden von dem, der da so still und königlich unter den Schlägen und Pfiffen seiner Peiniger dahin schritt. Er ist durch das Holz in die Nähe des Erlösers gekommen, und die blieb nicht wirkungslos. Simon trägt das Holz zu Ende. Aber am Ziel ist er ein anderer Simon geworden. Er hat erkannt, dass es nicht eine sinnlose Gewalt war, die ihn mit roher Faust ergriffen hatte und unters Holz gebeugt, sondern Gottes Wille, der ihn zum Heiland führen sollte.

Möchte die Gestalt des Simon von Kyrene, der "eben vom Felde kam" und den Heiland fand, dem heutigen Bauernstand ein Wegweiser werden.

Ein Blick über den Zaun

Matthäus 26,36-46; Lukas 22,40-46; 2. Korinther 12,1-10

Alljährlich im frühen Frühling schon fängt die gute Hausfrau an, zuerst in Gedanken, dann aber mit Hacke und Rechen, sich mit ihrem Garten zu beschäftigen. Wenn dieser im Lauf des Winters ziemlich unbeachtet dalag, jetzt zieht er die Aufmerksamkeit wieder auf sich. Und manch ein Blick fährt in den folgenden Tagen und Wochen verstohlen über fremde Gartenzäune, nicht etwa um die Schneeglöcklein und den Krokus zu bewundern, den Feuerbusch und die Sternblumen, sondern um ein wenig den Gwunder zu stillen. "Wahrhaftig, schon Bohnennester hat sie jetzt, und die Erbsen fangen schon an die Stickle hinaufzuklettern!" So geht's nun wieder an ein Wetteifern von Garten zu Garten, von Hausfrau zu Hausfrau; und jede setzt ein wenig Ehre drein, dass der ihrige sich zeigen dürfe neben dem der Nachbarinnen.

In den gleichen Tagen und Wochen zieht jeweilen auch noch ein anderer Garten unsere Aufmerksamkeit auf sich; derjenige, der in der Leidensgeschichte unseres Meisters seinen Platz hat und für alle Zeiten bekannt sein wird unter dem Namen "Gethsemane".

Da drinnen ringt einer mit dem Tod, während drei mit dem Schlaf kämpfen. Dieser Kampf Jesu ist genau das gleiche, wie wenn ein Mensch mit dem Tod kämpft — und doch nicht ganz das gleiche. Hier hat's der Tod mit Jesus Christus zu tun, der von sich sagt: "Ich bin das Leben", der dem Tod bereits mehr als ein Opfer wieder entrissen hat. Darum ist der Kampf, der im Garten Gethsemane ausgetragen wird, unvergleichlich grauenvoller als der nur menschliche Todeskampf. Und darum ist unser Blick in diesen Garten hinein wirklich nur der "Blick über einen Zaun". Einiges dürfen wir von dem, was hier geschieht, klar erkennen,

einiges können wir nur ahnen, das Tiefste bleibt uns in dieser Zeit verborgen.

In seiner Todesnot ruft Jesus den Vater an. Sein Gebet ist nicht ruhig-ergeben, sondern dringlich, fast heftig: "Und es kam, da er mit dem Tode rang, und betete heftiger." Die Angst und die Unruhe treiben ihn dazu, seinen Vater im Himmel zu bestürmen. Wie einer, der ein Hindernis stürmen will, dreimal ansetzt und dreimal nicht hinüber kommt, so betet Jesus dreimal: "Vater, ist's möglich — Vater, ist's nicht möglich — Vater, ist's möglich?"

Darauf erfolgt die Antwort. Sie lautet: "Nein." Unter dieses Nein beugt sich der Herr. Damit weicht die Angst. Das "Zittern und Zagen" ist weg.

Es ist gewiss ein Gewagtes, die Ängste und Nöte unseres Lebens mit der Angst Jesu in Gethsemane in einem Atemzug zu nennen. Der trennende Zaun zwischen ihm und uns ist hoch. Und doch, ich möchte sagen, "unzusammengedreht" können auch wir Menschen Zeiten und Stunden erleben, die uns in die Nähe von Gethsemane führen. Jede tiefere Lebensnot, die uns trifft, kann uns zu einer Art menschlichem Gethsemane werden, da wir mit Gott im Gebet ringen müssen, voll Angst zu ihm schreien, um schliesslich die Antwort anzunehmen, die er uns gibt, laute sie ja oder nein.

Der Apostel Paulus erzählt von einem solch menschlichen Gethsemane. Er hat ein Leiden, das ihn plagt. Er nennt's "Pfahl im Fleisch". In dies Leiden hat sich der Apostel nicht kampflös geschickt. Loswerden möchte er's. Dreimal setzt er an und fleht zu Gott um Gesundheit. Er ruht nicht, bis dass er Antwort hat von oben. Diese kommt und lautet: Nein! — "Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Von da an beugt sich der Apostel. Auf dieser Beugung liegt Segen.

Es gab eine Frömmigkeit, die behauptete, es sei gottlos, zu ringen mit Armut-, Krankheits- und Todesnöten. Alles Schwere müsse man ohne Widerstreben als Schickung annehmen und sich "drein ergeben". In dieser Frömmigkeit gibt's kein Gethsemane. Sie ist scheinbar frömmere als die des Meisters, grösser als die des Paulus. Christus fleht in Gethsemane ums Leben, Paulus um Gesundheit.

Wir dürfen Gott bitten, er möge uns den eigenen, oder den Tod eines lieben Familiengliedes ersparen. Er möge uns unser Gebrechen, unsere Lungenkrankheit, unser Magen- oder Nierenleiden abnehmen. Und nicht einmal nur dürfen wir ihn darum bitten. Gott weiss, wie gern wir leben und gesund sind.

Ja, wir dürfen nicht nur ringen mit den Nöten des Alltags, wir sollen es als Christenmenschen tun. Man lernt manchmal Kranke kennen, denen möchte man geradezu zurufen: "Nein! Ergib dich nicht drein! Wehre dich! Kämpfe gegen das fortschreitende Übel! Du hast's ja ganz Meister werden lassen über deinen Leib und, was schlimmer ist, über deine Seele. Dein ganzes Geistesleben hast du überwuchern lassen vom Krankheitsgeist. Die hinterste Falte deiner Seele hast du der Krankheit geöffnet und preisgegeben, und dein ganzes Haus und alle deine Angehörigen hast du mit deiner Krankheit belegt. Du hast sie zu wichtig, zu mächtig, zu tyrannisch werden lassen, deine Krankheit. Das ist niemals Gottes Wille."

Aber eines ist wichtig im Kampf gegen Krankheits- und Todesnot; dass dieser Kampf stets ausklinge in die Worte: "Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe, nicht wie ich will, sondern wie du willst." Das Gebet des Meisters dort hinterm Zaun von Gethsemane ist, wenn man so sagen darf, das "Mustergebet" für Leidende und ihre Angehörigen. Dies Wort weist uns den schmalen Weg, der zwischen stumpfer Ergebung und rebellischer Auflehnung mitten-

durch führt. Du darfst und sollst dich erheben gegen alle Erdennot, aber nie ohne Blick über den Zaun, nie anders als im Geist von Gethsemane.

Der heutige Bauernstand muss ringen um die Gesundung nicht nur kranker Familienglieder, sondern tagtäglich um die Sanierung kranker Verhältnisse. Keine Familie, keine Gemeinde, kein Verein, keine Genossenschaft, keine Hofstatt, kein Rebberg, kein Kartoffelacker, kein Kuhstall, wo es heute nicht allerlei Bresten zu bekämpfen gäbe. Als man letzthin Nachbars Kuh abtun musste, da sah ich vorher oft um Mitternacht das Licht im Stall noch brennen, und lange bange Nächte hörte ich die Stalltür gehen, es war ein wochenlanges Ringen um Gesundheit und Leben.

Möge dieser wirtschaftliche Kampf, dieses Ringen um Sein und Nichtsein, das im Bauernstand jetzt eingesetzt hat ähnlich wie vor fünfzig Jahren unter den Industriearbeitern, getragen werden vom Geist Gethsemanes, vom Geist der zähen Beharrlichkeit, der sich nicht entmutigen lässt, wenn's das erste Mal misslingt, sondern dreimal immer wieder ansetzt; vom Geist der demütigen Beugung unter Gottes gewaltigen Willen, wenn er uns andere Wege führt, als wir meinten.

Vor uns ausgebreitet liegt der Kranz der Sommerarbeiten, ein Kranz nicht ohne Dornen. Viel Schweiss wird in Feldern und Gärten rinnen. Wenn sich dann etwa der Verleider meldet, dann schau ein wenig über jenen Gartenzaun. Dort drinnen ringt und kämpft auch einer. Der weiss noch ganz anders, was saurer Schweiss bedeutet, heisst es doch von ihm: "Es ward aber sein Schweiss wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde." Und sein Kranz hat noch ganz andere Dornen.

Ostersieg in einem Menschenleben

2. Korinther 4,7-11

Sie war einst eine behäbige Bauerntochter und gehörte zu den Frauen, von denen man mit viel sagendem Blick munkelt: "Die hat bessere Tage gesehen." Wie jenes verkaufte Rösslein jedesmal seine Schritte verlangsamte, wenn es am Hause seines früheren Meisters vorbeikam, so ging es ihr, so oft ihr Weg zur Taglohnarbeit sie an einem der Äcker vorbeiführte, den sie einst als Frauengut in die Ehe gebracht. Dann konnte sie mit dem Schürzenzipfel über die Augen fahren und zu ihrer Enkelin sagen: "Schau, die Lerchenmatt, die hat einst uns gehört!" Oder: "Wie prächtig doch das Korn im Eichboden heuer steht! Das wäre jetzt unser, wenn Vater nicht..." Sie pflegte den Satz vor ihren Enkeln nie zu vollenden.

Dieser Vater war einst auch ein guter, ein fleissiger und sparsamer Mensch und hätte seiner Frau, seinen Kindern und Enkeln in gutem Andenken stehen können. Aber er hat ihnen das Vermögen vertan. Das Hemd vom Leib und die Suppe aus der Schüssel und das Kraut von der Platte hat er ihnen vertrunken. Und er hätte ihnen die Sonne vom Himmel weg vertrunken, wenn sie ihm erreichbar gewesen wäre, hätte ihnen die Freude aus dem Herzen und die Seele aus dem Leib vertrunken, wenn er es gekonnt hätte.

Einst hatte er ein Rind verkauft, für fünfundsiebzig Fünfliber (Fünffrankenstück). Die wickelte er ins rote Nastuch und steckte sie in die Brusttasche der hellblauen, verwaschenen Burgunderbluse. Auf der Heimkehr im letzten Wirtshaus, an dem er vorbei musste, kehrte er ein. Bald ging's hoch her in der Gaststube. Nach Dunkelwerden ertönte bereits eine Handorgel, und zwischenhinein hörte man heisere Jauchzer. Am andern Morgen, als die Frau in den Stall kam, lag er da, an der Stelle, wo vorher das Rind.

In der Burgundertasche klingelten noch drei oder vier Geldstücke. Und in einer Woche war Martini...

Vor Jahren, als die Glocken zur Karfreitagspredigt riefen, starb diese Frau im Alter von neunundsiebzig Jahren. Ihr Leben und Sterben wurde mir zur unvergesslichen Osterpredigt. Wie oft hatte ich doch als Kind den kindischen Wunsch, ich möchte einst, der Auferstandene würde mir begegnen wie jenen zwei Jüngern auf dem Weg nach Emmaus! Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, dass ich den Ostersieg einst schauen würde auf dem runzeligen Gesicht einer Vielgeprüften.

Dieses Leben, das am Karfreitag erlosch, war nicht nur Karfreitag. Das Todesleiden hat auf ihrem Lebensweg tiefe Karrgeleise hinterlassen. Und doch waren Leiden und Tod nicht das letzte. Diese Frau wusste von dem, der stärker ist als alle dunkeln Mächte, die unser Erdenleben bestimmen. Sie wusste vom Ostersieg. Und dieser Sieg hat sich äusserlich sichtbar und greifbar an ihrem Leben gezeigt.

Es gibt eine Not, die uns fluchen lehrt. Ja, alle Not will uns immer wieder von Gott und unseren Mitmenschen trennen. Diese Frau aber hat das Beten nicht verlernt. Sie hat viel gebetet, in den letzten Jahren ihres Lebens oft laut, ohne dass sie es wusste. Das ist ein Wunder vor Gott, wenn ein Mensch mit Tränen in den Augen, mit blutendem Herzen und knurrendem Magen beten kann, wenn sein Geist, seine seufzende Seele das Weglein zu Gott immer wieder finden darf; das ist das Osterwunder!

Es gibt Disteln und Dornen in dieser Welt, die den Weizen töten. Die Seele dieser Frau aber konnte nicht erdröselt werden, auch durchs undurchdringlichste Dornestrüpp nicht. Ihre Seele hat gelebt. Du magst es glauben oder nicht — wenn man am Sonntag ins Haus kam, dann traf man die Neunundsiebzigjährige lesend. Sie, die durch ein Gehörleiden nach aussen fast völlig abgeschlossen war, sie hat nach

innen gelebt. Mit Vorliebe las sie religiöse Literatur. Der Kampf ums Dasein, der mir nirgends fürchterlicher denkbar ist, als im Leben dieser Frau, hat den Hunger und den Durst ihrer Seele nicht vernichtet. Das ist ein Wunder vor Gott, das Osterwunder.

Es gibt Menschen, ich habe schon solche gekannt und du auch, denen war ein Hundeleben beschieden. Und dieses Leben hat sie an Leib und Seele zu Krüppeln geschlagen. Und sie starben schliesslich so, wie irgendeine Kreatur in der Höhle oder im Waldesdickicht verendet.

Diese Frau aber, die an der Seite ihres Mannes ein denkbar schweres Leben hatte, ist gestorben als Gottes Kind. Mit dem Seufzer: "Herr, erbarme dich meiner!", ist sie entschlafen. Das ist ein Wunder vor unseren Augen, das ist Ostertag.

So wie die Sonne über ein verhageltes Kornfeld scheint, so leuchtet und blitzt der Ostertag über dieses Menschenleben.

Es war zum Davonlaufen; aber sie ist nicht davongelaufen, sondern hat ausgeharrt bis zuletzt.

Es war zum Umsinken; aber sie ist aufrecht geblieben.

Es war zum Verzweifeln; aber sie ist nicht verzweifelt.

Eine Fleisch und Blut gewordene Osterpredigt.

"Es ging ein Sämann aus zu säen..."

Psalm 127,3; Epheser 6,4

Ich traf ihn auf einer meiner Besuchsreisen unter den Schweizer Käsern und Bauern im fernen Frankreich.

Ein waldumsäumtes Gehöft. Die Kinder des Hauses, die ich von früheren Besuchen her kenne, haben bei Sonnenaufgang den weiten Weg zur Schule betreten — zur französischen, zur Schule ohne Religionsunterricht. Die Kinder stehen im Alter von sechs bis elf Jahren.

Dieser Auswanderer - er gehört zu den wenigen erfolgreichen, die ich unter den Bauern draussen traf - hat seit meinem letzten Besuch vor Jahresfrist Unglaubliches geleistet. Er hat allein mit zwei tschechoslowakischen Knechten zusammen ein zirka sechshundert Meter langes Steinbett für eine Zufahrtsstrasse zu seinem Hof angelegt, hat Hecken ausgerodet und Äcker von Steinen befreit. Bis hart zum Waldsaum hinauf stehen seine Matten in saftigem Grün. Sichtbar sind die Spuren des Güllenfassers, das vielleicht zum erstenmal seit dem Bestehen der Welt über diese Erde rollte. Dieser Mann ist einer jener gesegneten Menschen, die aus Wildnissen Heimstätten machen, die als Kolonisten die Erde Gottes dem Menschengestirb unterwerfen nach dem Willen des Schöpfers. So rangen einst die irischen Mönche in unserem Vaterland Äcker und Matten dem Urwald ab, und streuten Körner ins Heidenland und in die Heidenherzen.

Als mich der wackere Mann noch ein Stück Weges begleitete, da sagte ich ihm, es müsse doch ein wunderbares Gefühl sein, zu wissen: "Dieser Erdfleck da bis hinauf an den Wald und bis hinunter an den Sumpf, dieses grüne "Eiland" mit dem roten Ziegeldach inmitten, gehört mir und meinen Kindern."

"Ja", gab er zur Antwort, "ja, schon... aber..." und dabei

flog ein Schatten über sein straffes Gesicht, "wenn's nur daheim wäre!" Bei diesen Worten machte seine Hand eine unmissverständliche Bewegung nach den blauen Bergen hinüber.

Nach einer Weile fuhr er fort: "Wissen Sie, es ist wegen der Kinder." Darauf wurde es still. Mein Begleiter schaute auf die andere Seite. Aber es entging mir nicht, wie er verstohlen mit dem Handrücken über die Augen fuhr. Im weiteren Verlauf des Gespräches lernte ich ihn noch von einer anderen Seite lieben und schätzen.

"Die Kinder," so fuhr er fort, "wachsen auf ohne biblischen Unterricht, und das ist nicht gut. Das ist's, was mich immer neu wieder plagt. Man ist so verlassen! Der nächste Pfarrer ist ohne Automobil unerreichbar. Ich werde sie freilich alle nacheinander für ein Jahr zu einer Schwester in die Schweiz schicken, damit sie den Konfirmandenunterricht besuchen können. Aber was ist ein Jahr? Zumal für die Kinder, die keinen Vorunterricht, keine Sonntagsschule, keine Kinderlehre, keine Religion in der Schule bekommen haben?"

Daraufhin rückte der Mann heraus mit einem erstaunlichen Plan und mit einer erstaunlichen Bitte. Er habe schon oft gedacht, er selber hätte eigentlich die Pflicht, den Kindern die nötige Vorkenntnis beizubringen. Er habe es auch schon versucht, aber das sei schwer für einen, der es nicht gelernt habe. Es dünke ihn immer, wenn er Bilder zu den Geschichten zeigen könnte, dann würde es ihm leichter fallen. Ob ich ihm nicht französisch geschriebene, biblische Geschichten mit Bildern verschaffen könnte? Er wolle gern für die Kosten aufkommen. Damit zog er eine Fünfzigernote aus der Brieftasche.

Heil jedem Vater im In- und Ausland, der über dem Erdenfleck, den er mit Geschick bebaut, nicht die anderen Äcker zu bestellen vergisst, die ihm vom selben Schöpfer

anvertraut sind in den Herzen der Kinder, und auch da die Körner streut, von denen es heisst, einige von ihnen würden aufgehen und Frucht tragen, "etliches dreissigfältig, etliches sechzigfältig, etliches hundertfältig".

Der Ruf

Matthäus 23,37

Du kennst jenen Augenblick voller Spannung, da nach einundzwanzig Tagen das Hühnerei im Nest der Gluckhene zerspringt, die Schale wegfällt, und das Küchlein sich herausarbeitet. Geblendet vom Licht dieser Welt, im neuen Federkleid, steht es da, macht einige ungelenke Bewegungen, und eilt bald einmal auf die Futtersuche.

Aber in jenem Augenblick, da die Küchlein ihre Schale abwerfen und frei werden, pflegt noch etwas anderes zu geschehen, etwas überaus Ergreifendes. Dann hebt um sie her ein Rufen an, leise zuerst und immer lauter, es ist der Mutter Ruf.

Sie hat ihre Brut im Ei betreut, hat sie gewärmt und behütet mit geheimnisvollem, mütterlichem Wissen. Und solange sie in der Schale waren, mussten sie sich diese Bemutterung gefallen lassen, ob sie wollten oder nicht. Aber nun ist die Schale weg. Sie sind frei. — Und darum muss die Mutter ihnen jetzt rufen. "Kommt!" ruft sie. "Kommt hierher! Kommt dahin!" So ruft sie jetzt wochenlang von einer Tagheitere zur anderen.

Und manchmal geschieht's, dass dieser Ruf so seltsam dringlich wird. Dann, wenn Gefahr sich zeigt. Nicht nur Fürsorge, sondern Angst liegt dann im Ruf der Mutter. Was könnte ihnen nicht alles passieren, jetzt, da sie frei sind von der Schale, jetzt, da sie sozusagen "auf eigenen Füßen stehen" — stehen und gehen — und fallen können!

Frühling um Frühling, wenn die Küchlein schlüpfen und die Henne ruft, entschlüpft auch ein junges Menschengeschlecht der schützenden Schale. Und dies Geschlecht steht da, geblendet vom Licht dieser Welt, im neuen Kleid, macht ein paar ungelenke Sprünge, und geht bald einmal auf die Futtersuche.

In diesem Moment beginnt auch schon jenes geheimnisvolle, von Angst und Sorge durchzitterte Rufen und Locken. Die Eltern sind's und die ehemaligen Lehrer und Autoritäten, die ihren Ruf ihnen nachsenden, denen, die da frei geworden sind von der "Schale", die jetzt auf eigenen Füßen stehen — stehen und gehen — und fallen können.

"Kommt! Geht nicht!" So rufen sie. "Kommt! Geht nicht!" So ruft auch die alte Mutter, die Kirche, jahraus, jahrein vor allem dem jungen Geschlecht nach. Und ihre Stimme zittert; denn sie weiss gar wohl, dass andere lauter rufen. Der Verein ruft, und der Verband, der Klub und die Clique.

Und der Böse geht um, findig und schlau, wie ein Werber der Fremdenlegion. Der will Handgeld geben. Und er lockt und wirbt in die Regimenter der Gottesferne, aus denen so mancher nicht mehr nach Hause kommt, oder es sei denn: verloren für Zeit und Ewigkeit.

Diesem einen machtvollen Rufer und Werber gegenüber wären wir alle miteinander machtlos, Eltern und Lehrer und Autoritäten, wenn — ja eben wenn! wenn nicht noch ein anderer von anderswoher und ganz anders seinen Ruf ergehen liesse an unser Geschlecht.

Gottes Ruf! Hörst du ihn nicht? Hast du ihn noch nie gehört? Heute ergeht er an uns mit ganz besonderer Dringlichkeit; denn wir sind ein Geschlecht, das die "Schalen" sprengte, auf die Futtersuche eilte, und sich auf eigene Füße stellte. Darum der Ruf aus der Ewigkeit, der Ruf voll zitternder Sorge.

Wenn du im Frühjahr die Henne rufen hörst am Bach und hinterm Gartenzaun, dann denk an jenes Wort, das einst zu einem unseligen Geschlecht gesagt wurde, und das eines Tages auch dir und mir und unserem Geschlecht gelten könnte: "Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine

Kinder versammeln wollen wie eine Henne versammelt
ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht ge-
wollt....!"

Die Katze

1. Korinther 9,17

Dass deine Gedanken über deinen eigenen Beruf und über den Beruf deiner Mitmenschen von Gott dem Schöpfer ausgehen und wieder zum Schöpfer zurückkehren, darauf einzig kommt's an. Mein und dein Beruf findet seine tiefste und umfassendste Deutung auf dem ersten Bibelblatt; dort, wo es heisst: "Im Anfang war die Erde wüst und leer", und es gab noch kein Licht und keine Pflanze, kein Tier, keinen Menschen und — keine Berufe. Dann sprach Gott. Und nun gab es Pflanzen und Tiere und Menschen, und siehe, jedes hatte seinen Sinn, seine Bestimmung, — seinen Beruf. Die Regentropfen, die draussen fallen, haben ihre Bestimmung vom Schöpfer. Die Geranien, die vor meinem Fenster blühen, die Katze, die mir eben um die Beine streicht, und ich, der ich dasitze und schreibe. Der Regentropfen hat den Beruf zu regnen, die Blume zu blühen, die Katze zu mausen, und der Mensch zu arbeiten. Das ist Gottes Schöpferwille. Wo ein Regentropfen lieber ein Sonnenstrahl wäre, und wo ein Mensch meint, er sei "zu etwas Höherem geboren" als zum Arbeiten im Schweisse seines Angesichtes, da übertritt er den Schöpferwillen Gottes.

Freilich, nicht jede Blume blüht gleich, — aber blühen müssen sie alle. Nicht jeder Regentropfen fällt gleich. Der eine fällt als glitzernder Tau, der andere als trüber Regen, der eine befruchtet den Acker des Gerechten, der andere segnet die Wiese des Gottlosen — aber regnen müssen sie alle. Nicht jede Katze maust am gleichen Ort. Die eine muss mausen als Pfarrkatze im Pfarrkeller, die andere muss mausen als Bauernkatze im Bauernkeller, die dritte maust als Herrschaftskatze in der Herrschaftsküche. Jede maust anderswo; aber mausen müssen sie alle. Das ist ihr Beruf. Nicht jeder Mensch arbeitet am gleichen Platz. Der eine

arbeitet am Schreibtisch, der andere am Grimselwerk, der eine mit Kopf und Händen, der andere mit Kopf und Beinen, der Dritte mit Händen, Beinen und Kopf. Da herrscht die allerbunteste Mannigfaltigkeit; aber arbeiten sollen wir alle, das ist unsere schöpfungsgemässe Bestimmung.

Von diesem Schöpferwillen aus ist es zunächst ganz egal, wo und was du arbeitest. Wichtig ist für Gott zunächst nur, dass du etwas leistest in dieser Welt. Gott macht keine Unterschiede zwischen Arbeiter und Arbeiter, so wenig wie er Unterschiede macht zwischen Pfarr- und Bauern- und Herrschaftskatzen. Sie sind ihm Katzen, die mausen sollen. Wir sind ihm Mensch, die arbeiten sollen, und zwar tüchtig, mit der ganzen Kraft, damit die Erde, ihrer Bestimmung gemäss, bebaut und den Menschen untertan werde.

Alle anderen Fragen, was und wo und wann ich arbeite, sind, von hier aus gesehen, durchaus Fragen zweiter Ordnung. Die Frage, was ich für einen Beruf habe, ist also nicht im letzten Grund wichtig zu nehmen. Im letzten Gericht wirst du nicht vorab gefragt, ob du Melker gewesen seiest, oder Minister des Auswärtigen, sondern ob du im Leben Gott gehorsam gewesen seiest. Gehorsam, das ist das einzige, das Gott von dir verlangt.

Darin unterscheidest du dich von der anderen Kreatur: Der Regentropfen kann nicht anders als regnen, wir Menschen aber können anders als arbeiten und Gott gehorchen. Wir können uns auflehnen gegen des Schöpfers Willen, können gehorsam oder ungehorsam sein. Wie sich dieser Gehorsam oder Ungehorsam in unserem Berufsleben in jedem Einzelfall zeigt, kann man natürlich auch nur von Fall zu Fall zeigen. (Siehe die zwei Einzelfälle am Schluss!) Wichtig für alle Fälle ist nur das eine, dass du dich in allen Berufsfragen, von der Berufswahl an, während der Berufsausbil-

dung bis zur Berufsausübung, und auch bei jeder eventuellen Berufsänderung — unter Gottes Willen beugst und stets in jedem Stadium und bei jeder Entscheidung als Gott gehorsamer Mensch handelst.

Nun kann man aber alle Berufsfragen, statt vom Schöpfer aus, auch vom Geschöpf aus beantworten. Da ist dann nicht der Gehorsam fordernde Schöpfer, sondern das Geschöpf mit seinen hundert Anlagen, mit seinen tausend Neigungen und zehntausend Wünschen massgebend. Das Geschöpf wird Massstab aller Dinge, und an Stelle des Gehorsams tritt Befriedigung. Hier wird nun geredet von hohen und niederen, von sauberen und dreckigen, rentabeln und unrentabeln, von dankbaren und undankbaren, von idealen und materiellen, von herrlich befriedigenden und furchtbar unbefriedigenden Berufen. Jetzt regt sich die vielleicht sehr begründete Unzufriedenheit dessen, der trotz reicher Gaben nicht den gewünschten Beruf erlernen durfte. Jetzt redet auf der anderen Seite der Kunstschüler, oder der Arzt, oder der Herr Missionar von seinem "alleredelsten Beruf" in jenem anmassenden und verletzenden Ton, dass jeder sich schämen und grämen muss, der eben nicht auch Künstler, oder Arzt, oder Missionar werden durfte, weil Gott auch Menschen braucht, die für Künstlers Kartoffeln Mist führen. Mit anderen Worten, da gibt es nun materielle Bauernkatzen und intellektuelle Herrschaftskatzen und fromme Pfarrkatzen, während es vor dem Schöpfer nur Katzen gibt, die seinem Willen gehorsam, schlicht und recht mausen, gleichgültig wo.

Gehorsam oder Befriedigung — irgendwo zwischen diesen zwei Polen stehst du mit deiner Berufsauffassung, entweder näher beim Gehorsam, oder dann näher bei der Befriedigung. Ja, es wird in meinem und in deinem Beruf, sei es nun der Beruf einer Diakonissin, oder der Beruf einer Uhrmacherin, sich genau gleich darum handeln, dass wir von der Befriedigung - auch der frommen Befriedigung -

des Ich loskommen und uns gehorsam unter Gott stellen, dass wir uns durchringen von der Befriedigung weg zum Gehorsam hin, und dass wir uns erlösen lassen vom Ich, auf dass es frei werde für die Befriedigung — Gottes und des Nächsten.

Mein junger Nachbarssohn kämpft in diesen Tagen einen furchtbaren Kampf zwischen Gehorsam und Befriedigung. Er ist siebzehnjährig, so stark an Muskelkraft, an Lebensenergie und Denkstärke, wie du dir einen jungen, begabten Menschen nur vorstellen kannst. Schon vor Schulaustritt hegte er den Wunsch, Vieharzt zu studieren. Sein kleines Brüderchen könnte dann später einmal den elterlichen Bauernbetrieb übernehmen. Nun stirbt der Vater nach dreitägiger Krankheit. Fünf Kinder sind da, und eine hilflose Mutter. Er ist der Älteste — und er will nicht bauern, sondern Vieharzt werden. Mit anderen Worten, er will seine Mutter und kleinen Geschwister im Stich lassen und seine sehnlichste Neigung befriedigen. Was wird er tun? Ich weiss es nicht. Er steht mitten in der Entscheidung. Wie wird sie fallen? Gehorsam — oder Befriedigung?

Einer meiner Freunde ist Ingenieur und tüchtig in seinem Beruf. Vor Jahren trafen wir uns oft in Zürich. Er arbeitete in einem Geschäft von Weltruf, ich studierte Theologie. Er war unglücklich in seinem Beruf, weil darin seine seelischen Werte und seine ideale Seite nicht zur Geltung kamen. Dabei pries er mich oft dreimal glücklich um meines "idealsten aller Berufe" willen, wie er sich damals ausdrückte.

Letzthin trafen wir uns wieder. Wir stiegen eben ins Tram ein, als ich ihn fragte, ob er jetzt mehr Befriedigung finde in seinem Berufe. Ich fragte schüchtern, aus Angst, an die wunde Stelle seines Lebens zu rühren; aber er antwortete überaus gelassen: "Der Trämeler (Strassenbahnfahrer) dort, der mich jetzt führt, ist vielleicht furchtbar unbefriedigt von

seinem Beruf. Trotzdem führt er mich, und führt mich recht; und ich nehme das Opfer von ihm an, und hundert ähnliche Opfer jeden Tag. Sollte ich da für den rein materiellen Aufbau unserer Kultur nicht auch mein Opfer bringen?"

Wie so ganz anders tönte das als vor Jahren! Bei meinem Freund ist die Entscheidung gefallen. Vor neun Jahren stand er in seinem Beruf im Zeichen der Befriedigung, heute im Zeichen des Gehorsams.

Bei der Vorbereitung zum Backen

2. Mose 20,12; Kolosser 3,20-21

Der Vater und der Bub sind eben am "Fertigmachen" im Stall, Mutter und Tochter hantieren in der Küche. Sie treffen Vorbereitungen zum Backen am morgigen Tag. Fast überkommt einen etwas wie Ehrfurcht bei dem Gedanken: "Hier wird Brot gebacken."

Freundlich geht die Bäuerin auf meine gwunderigen (neugierigen) Fragen ein. "Und das da im Teller, was ist denn das?" He, das sei der Sauerteig. Wie man den mache? He, das sei ganz einfach. Sie stelle immer einen Teller voll vom alten Teig auf die Seite; darin entwickle sich der junge. Weil's aber zu lang dauern würde bis zum nächsten Backtag, gebe sie diesen Sauerteig der Nachbarin hinüber. Diese benutze ihn, wenn sie ihren Backtag habe, vergesse aber nicht, auch ihrerseits den Teller neu zu füllen. Wie man's an anderen Orten mache, wisse sie nicht; aber so habe sie es von ihrer Grossmutter gelernt und sei immer gut gefahren.

In ununterbrochener Reihenfolge wächst da aus einem alten Sauerteig immer wieder ein junger. Dieser Gedanke überraschte mich seltsam. Er kam mir vor wie ein Gleichnis. Unwillkürlich fuhr mein Blick von der Mutter zur Tochter hinüber und von der Tochter zur Mutter zurück, und dann wanderten die Gedanken wieder hin zum Teller mit dem Sauerteig. Ja — das war's! Darum ging es hier! Um Alter und Jugend.

Ist's nicht in der Natur auch sonst so, dass das Junge aus dem Alten hervorwächst? Ist's nicht sogar bei uns Menschen so? Auch da hat's doch die Weisheit des Schöpfers so geordnet, dass eine Generation stets aus der anderen hervorwächst — in ununterbrochener Reihenfolge, genau wie dort beim Sauerteig im Teller. So hat der Schöpfer alt

und jung gleichsam zusammengebunden, mit einem geheimnisvollen, unsichtbaren Band. Dem Alter hat er das eine Ende des Bandes in die Hand vertraut mit der Weisung: "Zieh die Jugend dran empor!" Der Jugend hat er das andere Ende des Bandes sozusagen um den Leib geschlungen mit der Weisung: "Lass dich emporziehen! Lass dich er-ziehen!"

Dieses geheimnisvolle Schöpfungsband zwischen Alter und Jugend ist nun aber nicht immer und überall unversehrt geblieben. Es hat Reibungen gegeben, Reibungen zwischen Alter und Jugend. Und zwar sind solche Schwierigkeiten zwischen Erzieher und Zögling nicht eine Erfindung des zwanzigsten Jahrhunderts, wie man manchmal meinen könnte, wenn man alte Onkel und Tanten über die Jugend zetern hört.

Die Rede von der "verdorbenen Jugend" ist wohl so alt wie das Wort von den "Sünden der Väter". Wer denkt da nicht an die ersten Eltern, von denen uns die Schrift erzählt, was schon die erlebten mit ihren Buben! Wer denkt da nicht an Noah und seine Söhne, an Loth und seine Töchter, an Jakob und sein Dutzend, an Eli und seine Schlingel, an David und Absalom! Und wer wagt zu entscheiden, bei wem da jeweilen die grössere Schuld liegt, bei den Vätern oder bei den Söhnen?

Und doch ist uns Heutigen dieser Hinweis auf frühere Jugendnöte - die stets auch Altersnöte sind! - ein magerer Trost; denn wir können uns von Jahr zu Jahr schwerer des Eindrucks erwehren, so bedenklich wie heute sei das Band zwischen Vater und Sohn wohl nie beschädigt gewesen. So wie es immer Geizhälse gab, nie aber einen modernen Kapitalismus, so wie es immer Raufbolde gab, nie aber einen modernen Weltkrieg, so scheint es mir im Vergleich zu früheren Zeiten auch mit der heutigen Jugendnot zu stehen - die zugleich stets eine Altersnot ist! Mit allen

anderen Völkergemeinschaften nimmt auch diese Not internationale, unübersehbare Formen an.

Das wurde mir nie so klar wie letztthin im Gespräch mit einem Afrikamissionar. Was in jenem Erdteil sich immer vom Vater auf den Sohn, und von diesem auf den Enkel überliefert habe, alle diese Lebenserfahrungen und Weisheitssprüche, diese ungeschriebenen Familien- und Stammestraditionen, dieser ganze Lebensstrom, der bisher den Aufbau Afrikas ausmachte, der sei nun mit einem Schlag zerrissen worden durch den Hereinbruch Europas. Der alte Häuptling sei bedeutungslos; an seine Stelle sei der fremde Regierungsagent getreten. Der alte Familienvater und Erzieher sei ausgeschaltet. An seiner Stelle stehe der fremde Fachlehrer, der innert kürzester Frist Väter und Söhne abgrundtief zu trennen vermöge. Es könne vorkommen, dass der Vater im Busch lebe, der Bub aber an der Küste in einem modernen europäischen Betrieb stehe. In diesem Fall aber seien Alter und Jugend zwei, drei Jahrtausende voneinander getrennt. Der Sohn kommt sich hoch über den Vater erhaben vor. Statt sich von ihm erziehen zu lassen, fühlt er sich eher berechtigt, den Vater zu erziehen. Der Schöpferwille ist auf den Kopf gestellt. Das Wasser läuft aufwärts.

Dieser Riss aber zwischen gestern und heute, zwischen Alter und Jugend, der da an einem Erdteil so nackt vor Augen liegt, der ist irgendwie ein Riss durch alle Erdteile. Man redet darum heute nicht nur von einem Jung-Afrika, sondern auch von einem Jung-Indien, Jung-Deutschland, von Jung-Türken, Jung-Reformierten, Jung-Freisinnigen und Jung-Bauern.

Täuschen wir uns nicht! Dieselben Mächte, die in Afrika am Werk sind und dort den Riss zwischen den Generationen vollziehen, sind längst auch bei uns an der Arbeit. Ein gescheiter Vater klagt mir eines Tages, er sei beim Haus-

aufgaben machen seiner vier Buben schon mehr als einmal in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Letzthin wieder habe er dem Fünftklässler erklären müssen, diese neue Methode verstehe er halt nicht. Sie hätten seinerzeit in der Schule nicht so gerechnet und nicht so geschrieben. Da weiss also schon der Fünftklässler, dass er Dinge kann, die der Vater nicht weiss. Wie mancher Jung-Käser, wie mancher Jung-Bauer, wie mancher Jung-Handwerker, der die Fachschule besucht, muss heute wenigstens jeden Tag einmal, oft in recht überheblichem Ton, es hören, dass das, was die daheim krautern (sinnloses tun), falsch und längst überholt sei!

Leidtragend unter diesem Riss zwischen den Generationen ist natürlicherweise in erster Linie das Alter. Aber auch der Jugend ist diese Loslösung eine Not. Sie bedeutet oft Heimatlosigkeit und Haltlosigkeit. Der Schöpfer wird wohl gewusst haben, warum er den Weizenhalm so aufwachsen liess, dass die zarten Jungtriebe stets im Schutz der alten, solid gewordenen Schäfte sich entwickeln.

Es kann auf die Dauer aus jener Verkehrung des Schöpferwillens unmöglich Gutes erwachsen. Darum ist unser Ruf heute, den wir von der Kirche aus und vom Wort Gottes aus in die Welt ergehen lassen, zwar nicht: "Zurück zur Natur!", sondern: "Zurück zum Schöpfer und seinem heiligen Willen!" Die Selbstverständlichkeiten der Schöpfung sind uns fremd geworden. Von ihnen haben wir uns entfernt. Drum müssen wir unser Geschlecht an das erinnern, was viele Heiden sogar wussten, an die Tatsache, dass Mann Mann sein soll und Frau Frau, dass jung jung sein soll und alt alt.

Eine Eisheilige

Matthäus 6,25-34

Der Mittwochmarkt sei wieder schlecht gegangen. Die Konkurrenz fremder Gemüse sei gross. Die Eier seien nur 1.60 und beim Händler noch weniger. Die fetten Schweine seien so billig, dass die Mast nicht mehr rentiere. Der heurige (diesjährige) Frühling scheine auch nicht zu halten, was er anfänglich versprochen habe. Das Blühen wolle nicht ab Fleck. Bald sei auch der Heuet da, und noch nicht demnach viel Gras gewachsen. Und am Samstag, Sonntag und Montag seien nun obendrein noch die Eisheiligen, der Pankraz, der Servaz und der Bonifaz, und am Dienstag Sophie, die allergefährlichste, Gnad Gott den zarten Rebschützlingen und den frisch erronnenen Bohnen. Die Klagen und Befürchtungen einer Bauernwoche.

Ich weiss, dass in diesen Frühlingsnächten Wohl und Wehe mancher Familie wieder für ein Jahr entschieden wird. Ich weiss, dass es gerade jetzt für manchen drauf ankommt, ob er am Neujahr den Zins beisammen hat oder nicht. Ich weiss auch vom Weh am erfrorenen Kartoffelacker. Es gleicht dem Weh an Gräbern. Solche Sorgen sind ernst zu nehmen als Zeichen der nicht rosigen Zeit, die jetzt auch über unsere liebe Bauernschaft hereingebrochen ist.

Und doch muss ich beim Anhören solch ernst zu nehmender Klagen oft heimlich an eine Eisheilige denken, die ebenso gefährlich ist wie Pankraz und Servaz, ebenso gefährlich wie Sophie, die nach dem alten Volksaberglauben den jungen Bohnen den Garaus macht. Es ist eine Eisheilige, die eher einer dürren Hexe gleicht als einer Heiligen, eine, die nach kurzem, frohem Lebensfrühling in so manche Menschenseele einen mörderischen Frost legt — das ist die Sorge.

Die Sorge. Sie entblättert jede grüne Hoffnung. Sie

scheucht das Lachen vom Mund. Sie erstickt das Lied in der Kehle. Sie macht die Seele starr und öd und bitter.

Unser Meister hat diese Eisheilige und ihre verheerenden Wirkungen gekannt. Darum sein Mahnruf: "Sorget nicht für euer Leben..." Der Schöpfer hat uns ins Leben gerufen. Er gab uns einen Leib und eine Seele. Er gab uns zwei Augen, die mehr wert sind als die zwei reichsten Juwelen im Kronschatz einer Königin. Er hat uns bedacht mit zwei gesunden Beinen, einem Gangwerk, das siebzig Jahre lang ohne Reparatur den Dienst tut. Der uns Millionenwerte schenkte, der kann uns auch Bagatellen schenken, Suppe, Brot und Milch und ein Kleidchen für die Blösse: "Ist nicht das Leben mehr denn die Speise und der Leib mehr denn die Kleidung?"

"Und sehet die Vögel unter dem Himmel an!" Sie sind im Vergleich zum Menschen stiefmütterlich behandelt vom Schöpfer. Sie haben nicht die Möglichkeit zu säen und zu ernten. Sie kennen nicht das Gesetz von Saat und Ernte. Schutzlos und mittellos sind sie preisgegeben. Aber seht die Vögel unter dem Himmel an! Sie baden dennoch ihr Gefieder in der Sonne und singen dem Schöpfer ihr Loblied, manche Stunde im Tag.

Und draussen das Lilienfeld. Wilde Lilien. Gras, das nicht einmal zum Füttern viel taugt, wie der Hahnenfuss. Aber diese "nichtswertigen" Blumen — Salomo in aller seiner Königspracht war nicht bekleidet wie derselben eine. Was doch der Schöpfer tut an "nutzlosem" Gras für ein paar Tage! Er, der jede Säublume (Löwenzahn) am Bachrand mit einer Königskrone schmückt, er sollte alle seine Liebe an die Blumen verschwenden und für dich keine mehr übrig haben?

Ich kenne eine Witfrau, die ihre Kinder in Ehren durchbrachte, die sagte einst zu diesem Jesuswort: "Mein Gott, das wär gut herausgekommen, wenn ich's gemacht hätte

wie die Vögelein und die Blümchen; ich musste zusehen, und wenn ich nicht zugesehen hätte, hätte es niemand getan." Sie hielt Jesus für einen lieben, guten, aber gar unpraktischen Heiland, und dachte: "Das verstehst du halt nicht! Ich kann's begreifen! Dir ist Wichtigeres durch den Kopf gegangen! Um Holzböden Rechnungen und um Brotpreise hast du dich nicht gekümmert!"

Aber Jesus weiss um die Not der elternlosen Waise, die bei Nacht das Kopfkissen mit ihren Zähnen (Tränen) netzt. Er weiss um die Not des hintersten Verdingbuben (zur Lebenshaltung, Erziehung und Arbeit fremdplatziertes Kind), dem zwar nicht das Essen, aber die Mutterliebe fehlt. Er weiss um die Not des kleinen Mannes, der sich den Rücken krumm arbeitet. Er weiss um die Not der kleinen Frau, die trübselig den magern Märitbatzen (Markterlös) überzählt (nachzählt). Er, der unsere Nöte kennt, die uns die Sünde in die Seele legt, sollte er nicht auch unsere Leibesnöte kennen?

Sorget nicht! Schaut die Vögel an und die Blumen! Irgendein Dichterling könnte das ja auch sagen, und wir würden ihm bitter ins Gesicht hinauslachen und ihm sagen: "Du, das zieht nicht bei uns! Geh zu denen, die sich solchen Luxus leisten können! Du? Was weisst du von Sorgen? Du weisst ja nicht einmal, wo 's Brot herkommt!"

Aber nun ist's kein Poet, sondern Jesus. Er will uns mit diesem Wort natürlich nicht sagen, wir sollten die Hände in den Schoss legen. Er sagt auch gar nicht, wir sollten's machen wie die Vögel und wie die Blumen. Die zwei haben keine Hände, wir haben sie. Er denkt viel zu nüchtern, als dass er dem Müssiggang das Wort redete. Die bekannte faule Grille, die sang den ganzen Sommer lang, war nicht nach seinem Geschmack. Im Gegenteil. Wir sollen mit den Schwierigkeiten ringen, die an uns herantreten, mit allen Mitteln des Körpers und des Geistes, die uns

der Schöpfer gütig gab. Wir sollen pflügen und säen und ernten und spinnen und weben und pflanzen und giessen und bauen. Aber eines sollen wir nicht: sorgen. Darum: "Schauet die Vögel an und die Blumen!"

Es ist nun aber mit dem Sorgen eine eigene Sache. Es ist mit ihm fast wie mit dem Schnaps: Wer angefangen hat, kann nicht mehr aufhören. So kommt es, dass zwar arme Leute nicht frei vom Sorgengeist sind, den eigentlichen, hundertprozentigen aber findet man eher bei den Reichen. Mit dem Reichtum wächst die Sorge. Das ist der Trug, der im Mammon liegt: Er spiegelt Sorglosigkeit und Frieden vor. Sobald wir ihn haben, hat er uns. Und Sorg und Unruh wachsen.

Jesus weiss, dass wir ja unsere Lasten gleichwohl tragen müssen, ob wir sie nun mit Sorgen tragen, oder ohne. Wer unbedingt Sorgen will, dem kann er sie natürlich nicht wegnehmen. Der soll halt sorgen, bis dass er ver-sorgt ist, im Irrenhause oder im Totenbaum. Der mag halt sorgen und angsten und sich's schwerer machen, als es ohnehin schon ist, wenn er meint, er könne mit Sorgengeist etwas ändern an der Zukunft und seiner Körperlänge einen Millimeter zusetzen.

Aber der Meister liebt uns. Darum möchte er die Sorge nicht auf uns lassen. Ach, er weiss, dass es nicht die Arbeit ist, die uns alt macht, sondern die Sorge. Sie, diese Eiseilige bleicht frühzeitig das Haar über den Schläfen. Sie macht Greise und Greisinnen an Leib und Seele. Es ist darum ein Erlösungswort, wenn der Meister sagt: Schaut hinauf zum Schöpfer, der die schutzlosen Vögel nährt und die nutzlosen Blumen kleidet! Glaubet — und sorget nicht!

Sommer

Am Wegrand eines müden Volkes

Psalm 65; Matthäus 5,3

Oberhalb des Dorfes L., dort am Rand der grossen Kantonsstrasse, fliesst ein Brunnlein aus dem Wald; kein grossartiges. 's ist einfach eine hingelegte Röhre, die einen dünnen Wasserstrahl in den Strassengraben hinaus sendet. Ein alter Kübel, den eine besorgte Hand einst hingestellt haben mag, sammelt das Wässerlein. Es ist Allgemeingut, gehört keinem und jedem. Das Volk jener Gegend aber gäbe es nicht um Gold. Und es hat seine Gründe. —

Die Büsche und Bäume, die dort den Weg einsäumen, haben schon gar manchen stillen Seufzer gehört; denn hier führt der Weg durch ins Torfmoor, der allzu steile Weg über den Berg, zum allzu fernen Arbeitsplatz, wo ums tägliche Brot gerungen wird.

Am Abend, wenn's müde und durstig heimwärts geht, aus dem Moos über den Rain (Feldhang) zurück, dann macht manch einer beim Brunnlein am Wegrand kurze Rast. Es kostet ja nichts. Es fliesst für arm und reich, für alle Kreatur. Die Buben und Mädchen machen Wettlauf, wenn sie von weitem schon das dünne Rieseln hören. Erwachsene kommen nach und trinken einen Schluck aus der hohlen Hand oder netzen wenigstens Stirn und Hände — allen voraus aber eilt der Bello mit heraushängender Zunge, watet mit allen Vieren in den Ablaufgraben hinein und lässt sich lappend das Wasser über die Ohren spritzen. Gott weiss, wie gross die Zahl der Mühseligen und Beladenen ist, die im Lauf der Jahrzehnte hier schon Erquickung fanden.

Dies Brunnlein am Wegrand eines müden Volkes hat vielleicht entfernte Ähnlichkeit mit jenem andern, von dem es in der Heiligen Schrift heisst, es habe "Wassers die Fülle". "Gottes Brunnlein" nennt es der Psalmsänger in

seiner poetischen Sprache. Er meint damit Gottes Hilfe in aller Not, Gottes Segen in guten und bösen Tagen, kurz, alle gute und vollkommene Gabe, die von oben kommt.

Es kommt einem vor wie eine Beleidigung Gottes, wenn man im Zusammenhang mit ihm da so armütelig (ärmlich, geringschätzig) von einem "Brünnlein" redet. Uns dünkt, es sollte wenigstens Brunnen heißen, Brunnen, der seine Wasser aus sieben Röhren in die Welt hinein sprudelt. Aber nein, nun ist's nur ein Brünnlein, und zwar menschlich gesprochen ein recht bescheidenes; eines, von dem man oft gar meinen könnte, jetzt — jetzt — sei es am Vertropfen.

Aber von diesem Brünnlein heisst es nun, es habe "Wassers die Fülle". Auch wenn es leise riesle, versiege es doch nie. Das ist ein Wort des Glaubens und nicht des Schauens. Wollte der Psalmsänger nach dem Sichtbaren urteilen, dann müsste er verzagen. Er ist ein armer Mann, der nicht an der vollen Röhre sitzt, sondern tatsächlich an einem Brünnlein. Aber er glaubt, dass hinter diesem Brünnlein Gott stehe mit seiner Fülle, wie ein gewaltiges, im Wald verborgenes Reservoir. Er glaubt, dass dies göttliche Reservoir ihn nie im Stich lässt. Dieser Glaube macht ihn zuversichtlich in aller Not.

Wer nicht glauben kann oder nicht will, der hat für Leute wie der Psalmsänger einer ist im besten Fall ein mitleidiges Lächeln, in den meisten Fällen grimmigen Spott, und im schlimmsten Fall einen zornigen Fluch übrig.

Glauben! Das ist es nun aber, was wir nicht wollen. Es ist uns allen von Natur zuwider, wie der Psalmsänger an Gottes Reservoir zu glauben. Wir wollen von Gott unabhängig sein. Drum legen wir uns wenn irgend möglich eigene Reservoir an, über die wir frei und eigenhändig verfügen können. Die Heilige Schrift nennt das an anderer Stelle "Schätze sammeln". Eine Röhre wollen wir, nicht nur ein Röhrlein. Einen Brunnen wollen wir, nicht nur ein

Brünnlein. Nicht genug wollen wir, wir wollen Überfluss auf Jahre und Jahrzehnte hinaus.

So graben wir uns denn eigene Brunnen, weil wir uns mit Gottes Brünnlein nicht begnügen und weil wir seiner verborgenen Fülle nicht trauen. Und wenn wir mal am graben sind, dann muss es gerade ein recht grosser Brunnen sein. Und so kommt es, dass die Grossen und Starken den Kleinen und Schwachen in einem fort "das Wasser abgraben".

Wenn heute Menschen hungern und verhungern — und das geschieht! —, dann ist das nicht Gottes Wille, sondern Menschenschuld. Gottes Wille ist, dass sein Brünnlein Wasser für alle habe. Wenn darum einem Mitbruder das Brünnlein versiegt, dann ist jenes unersättliche "Brunnen-graben" daran schuld.

Dieses gottlose Brunnengraben, das eigene Reservoir dem Glauben an Gottes Fülle vorzieht und dabei dem Bruder das Wasser abgräbt, das ihm auf Gottes Erdboden gehört — das hat der Prophet Jeremia im Sinn, wenn er in einer seiner Gerichtsreden sagt: "Mein Volk tut eine zweifache Sünde. Mich, die lebendige Quelle verlassen sie und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchrig sind und kein Wasser haben."

Wie mächtig haben die letzten Jahrzehnte zu uns geredet von dem Gericht, das da ausgesprochen wird über unser menschliches Schätzesammeln! Wir haben es erlebt, dass die dieb- und feuersicheren Banktresore ganzer Völker sich als "löchrige Brunnen" erwiesen, haben gesehen, wie wenig Sicherheit der in Händen hat, der sich auf eigene Brunnen verlässt, statt an die Fülle dessen zu glauben, das der Psalmsänger "Gottes Brünnlein" nennt.

Es gibt nun aber nicht gleichsam zwei Gottesbrünnlein, eines für den Leib und eines für die Seele. Aus ein und

demselben Röhrlein kommt die Fülle für den ganzen Menschen.

Auch für den geistigen Menschen, auch für die Seele ist's halt ein Brunnlein, und nicht ein Brunnen. Auch da ist Gottes herrliche Fülle verborgen. Die Männer der Bibel, von Abraham bis Paulus, waren geistlich arme, dürstende Seelen, die aber an ihres Gottes Gnaden- und Geistesfülle glaubten, oft glaubten, ohne zu schauen. Und auch da gilt's, dass wir Menschen, und gerade wir "frommen" Menschen, oft lieber besitzen, statt glauben. Auch da sind wir flink im Schätzesammeln und im Bau eigener Geistesreservoirs.

Es hat einst ein Volk gegeben, das war reich an aufgespeicherter Frömmigkeit, reicher als alle anderen Völker. Das hatte religiöse und theologische Erfahrung und Erkenntnis angesammelt in glänzender Fülle, es war das reinste Religionsreservoir, über das man selbstsicher verfügen konnte.

Aber als der Arme zu diesem frommen und gerechten Volk kam, der Arme, der nächtelang um Erkenntnis ringen und um Kraft beten musste, der kein eigenes Reservoir hatte und ganz auf Gottes Brunnlein angewiesen war, an das er glauben musste bis in einen schrecklichen Tod hinein, da hat das geistlich reiche Volk den geistlich Armen ans Kreuz geschlagen, weil es nicht an ihn glauben konnte, weil es überhaupt nicht mehr glauben konnte, weil es an der vollen Röhre das gründlich verlernt hatte, was einzig an Gottes Brunnlein geübt und geprüft wird und lebendig bleibt — das Glauben.

Ein Krisenprophet

Habakuk 3,17-19

"Der Feigenbaum wird nicht grünen, und wird kein Gewächs sein an den Weinstöcken; die Arbeit am Ölbaum ist vergeblich, und die Äcker bringen keine Nahrung; die Schafe werden aus den Hürden gerissen, und werden keine Rinder in den Ställen sein. Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott meinem Heil. Denn der Herr ist meine Kraft und wird meine Füße machen wie Hirschfüsse und wird mich auf meine Höhen führen."

Da redet einer vom Wetter. Entweder ist dieser Mann selber Bauer, oder dann mit dem Stand ausserordentlich gut vertraut. Seine Witterungsaussichten für die nächste Zeit sind denkbar schlimm; derart schlecht, dass Misswachs und landwirtschaftliche Krise in grossem Ausmass zu befürchten sind. Eine Besichtigung der Hofstatt führt zum Ergebnis: "Der Feigenbaum wird nicht grünen." Habakuk, so heisst der Mann, sucht im Rebberg Trost; aber ach: "Es wird kein Gewächs sein am Weinstock." Nun schneidet und düngt er den Ölbaum, lässt aber auch da bald das Werkzeug sinken: "Die Arbeit am Ölbaum ist vergeblich." Was hat's für einen Wert, unter diesen Umständen weiter zu schaffen? Jetzt schreitet er hinterm Pflug her, aber sein Gang ist müd und sein Kopf nachdenklich gesenkt: "Die Äcker bringen keine Nahrung." Überall die gleichen trostlosen Aussichten. Wenn das so weitergeht, dann kommt der Tag, da ihm der Gläubiger das Schaf von der Weide holt und das Rind aus dem Stall: "Die Schafe werden aus den Hürden gerissen und werden keine Rinder in den Ställen sein." Es ist ihm, als hätte Gott seine segnende Hand, auf die er angewiesen ist, zurückgezogen. Habakuk hat den Verleider und steht darum in grosser Gefahr. Aber nicht nur für Äcker, Hofstatt und Viehstand hat er Sinn und Blick. Auch draussen im Völkerleben sieht er

besorgniserregendes Wetterleuchten. Auch dort Schlechtwetteraussichten, auch dort das Barometer auf Sturm gestellt. Sein Blick in die Zukunft ahnt den kommenden Krieg. Es naht eine Zeit der Trübsal. Der Feind wird kommen, und ihn und sein Volk gefangen wegführen. Darüber bebt sein Leib und seine Lippen zittern. Seiner Erregung macht er schliesslich Luft in den Worten: "Eiter geht in meine Gebeine und meine Knie beben, dieweil ich ruhig harren muss auf die Zeit der Trübsal, da wir hinaufziehen zum Volk, das uns bestreitet."

Seltsam, wie vertraut uns Heutigen solch schwerblütige Klänge wieder geworden sind! Noch das Geschlecht vor uns konnte mit solchen und ähnlichen Prophetenworten rein nichts anfangen. Noch vor zwanzig Jahren, weisst du, damals, als alles so in geordneten Bahnen und festen Geleisen ging! — wie waren uns damals solch alte Berichte von Trübsal und Krieg so fremd! Wir vermochten in solchen Worten damals nicht viel mehr zu sehen als Hirngespinnste aufgeregter Wirrköpfe.

Und jetzt, jetzt horchen wir auf, wenn diese Männer reden. Es schwingt irgendetwas mit in unserer Brust, wenn wir sie reden hören; als gingen auch uns ihre Worte wieder etwas an. Ja, es ist uns, als kennten wir diesen Mann da seit einigen Jahren, diesen Mann, dessen Knie beben und dessen Lippen zittern. Wir wünschten, seine nähere Bekanntschaft zu machen, lang und eingehend mit ihm zu reden, ihm die Hand zu drücken, ihm in die leidvollen Augen zu schauen und ihn Kamerad zu nennen.

Aber was folgt, macht ihn uns erst recht lieb. In dieser seiner Not hat er ein seltsames Erlebnis. Die Krisenzeit lehrt ihn allerhand Neues. Er lernt seinen Blick aufwärts richten, er lernt fester glauben, lebendiger hoffen, glühender lieben. Es ist ihm etwas aufgegangen; wie ein Fenster ins Freie; wie ein geheimnisvolles Licht. Und wes das Herz

voll ist, des geht der Mund über: "Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott meinem Heil. Denn der Herr ist meine Kraft und wird meine Füße machen wie Hirschfüße, und wird mich auf meine Höhen führen."

Wir bekommen da Einblick ins Geheimnis eines Menschen, den das Leben niederdrückt und den Gott aufrichtet. Das Herz dieses Bauern war verzagt, und ist jetzt wunderbar mutig. Wir lernen da einen kennen, der den Verleider hatte, den gefährlichen Verleider, und der jetzt wieder neuen Unternehmungsgeist in die Seele bekam.

Die Worte dieses Mannes mit dem merkwürdigen Namen umfassen Himmel und Erde; die Erde mit ihrem mannigfachen Weh, und den Himmel mit seinem Frieden, der höher ist als aller Verstand. Die Stimme Habakuks kommt uns anfangs vor wie das traurige Krächzen einer Krähe im Nebel, dann aber wie der Jubelruf einer Lerche, die aufsteigt und unsern Blick empor reisst, dorthin, wo Nacht und Nebel besiegt werden vom Morgen.

Lieber Freund und Nachbar, auch dein Leben ist ein ständiger Kampf mit den Unbilden der Witterung. Man sagt dir darum etwa nach, man höre dich immer nur vom Wetter reden und bedenkt nicht, was für eine ernste Sache das Wetter für dich ist. Bald ist's der Sonnenbrand, bald ist's der Regenschauer oder Wintersturm, der dich in Atem hält, bald ist es Misswachs oder Schädlingsplage. Kommt zu alledem noch die Absatzkrise und die politische Unsicherheit, dann wird's dir auch etwa einmal zuviel wie dort dem Habakuk, und das Stillgetragene bricht durch in laute Klage.

Aber wohl dem, der ob aller Aufregung, die ein einziger Jahrgang dem Bauer bringt, die innerste Ruhe nicht verliert, jene innerste Stille, die Gott dem schenkt, der ihn sucht. Jene Frau, die mir in einem Regensommer sagte:

"Unser Ätti (Kosename für: Vater, Alter) daheim hat nie übers Wetter geklagt", hat mir offen gestanden Eindruck gemacht. Und mein Nachbar, der einst bei unerträglicher Gluthitze bemerkte: "Unser Vater hat einmal gesagt, die Sonne hat noch niemand arm gemacht," die zwei haben etwas gewusst von der Herzensstille, die dem Habakuk trotz allem schliesslich zuteil ward, weil er glaubte.

Ein Bauernstand, der keinen fest gegründeten Glauben mehr hätte, wäre rettungslos verloren. Ich wollte ohne Gott nicht einmal Mensch, geschweige denn Bauer sein. Denn der Bauer ist von der Herbstsaat bis zur Ernte im anderen Jahr stündlich gezwungen, diesem Gott zu begegnen. Auskneifen gibt's auf die Dauer keins. Ohnmächtig bist du, wenn Gott nicht will. Du kannst kein Korn in die Erde streuen und keinen Halm in die Scheune führen, wenn nicht vorher Einer ja sagt dazu. Ein Bauernleben mit all seinen unvorhergesehenen Wechselfällen, mit seinen Spannungen auf Tod und Leben und mit seinen oft wochenlangen Geduldproben leben wollen ohne diesen Gott, scheint mir ein wahnwitzig Unterfangen.

Möchte doch dem heutigen Bauernstand *der* gnädig sein, der einzig den Bauern froh und tüchtig macht; der Gott, der schon vor Jahrtausenden einen Bauern angesichts von Misswachs in Feld und Stall, mitten aus einer Krisenzeit heraus, zu dem frohen Wort veranlasste:

"Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott meinem Heil. Denn der Herr ist meine Kraft und wird meine Füsse machen wie Hirschfüsse und wird mich auf meine Höhen führen."

Heuet

Jesaja 40,6-8; Psalm 103,14-18

Aus der fernen Abenddämmerung herauf rasselt eine Mähmaschine. Schon eine ganze Woche lang lausche ich nun Abend für Abend der gleichen wundersamen Musik. Musik: Du lächelst. Eine Mähmaschine?

Entschuldige, wenn ich dein künstlerisches Empfinden verletze. Für mich ist's halt Musik, wenn ich die Mähmaschine singen höre, fern aus der Abenddämmerung. Freilich, 's ist eine Musik, die nicht jedes Ohr vertragen mag. Aber wenn das Ohr geöffnet wurde für die ländlichen Töne, dem wird der Hahnenschrei und das Glucken der Henne, der Klang des Dengelhammers und das Rollen der Mistwagen und das Surren der Dreschmaschine zur Musik. O, kein städtisch aufgeputztes Theater- und Konzertprogramm kommt auf gegen diese ländlichen Morgen- und Abendkonzerte.

Schon steht der Mond am Himmel, und immer noch singen einige Unermüdliche, dort unten in der Ebene. Woher kommt ihnen die Kraft? Morgens punkt vier Uhr hör ich den Nachbar den Knechten rufen! Man redet von einem Heufieber, das den Bauern erfasst, wenn die Schmalen gilben und das ihn nicht mehr loslässt, bis das letzte Fuder unter Dach steht. Ein Fieber, das ihn befähigt zur Ausgabe der letzten Kraftreserve; ein Fieber, das sein Schlafbedürfnis vorübergehend herabsetzt und das ihn nicht ruhen noch rasten lässt, bis nach getanem Werk.

Wenn aber in der Dämmerung die Mähmaschine singt dann ist mir, als fange auch in mir das Blut meiner Vorfahren zu singen an. Gedanken, halb heidnische, halb christliche werden in mir wach. Ich sehe im Geist die Mahden fallen und die silbernen Tautröpflein nieder rieseln, und dabei kommt mir jenes Volkslied in den Sinn, das einst ein

junger Melker sang und das mich damals beim Küehüten
wochenlang bezauberte; und das später im Weltkrieg meine
Phantasie mit schrecklichen Bildern erfüllte:

Im Feld des Morgens früh,
Eh noch die Nebel sanken,
Die Halme fallen und wanken.
Es denkt die junge Mähderin
An ihren Schatz mit treuem Sinn
Im Feld des Morgens früh.

Im Feld des Morgens früh.
Eh noch die Nebel sanken,
Die Reiter sie fallen und wanken.
Es kämpft ein jung Husarenblut
Auf hohem Ross mit keckem Mut
Im Feld des Morgens früh.

Im Feld des Morgens früh,
Der Mähdrin wird so bange,
Es färbt sich gar bleich ihr die Wange.
Ein junger Reiter fällt vom Ross,
Eine Kugel ihm die Brust durchschoss
Im Feld des Morgens früh,
Im Feld des Morgens früh.

In diesen Worten, liegt darin nicht jene abgrundtiefe
Traurigkeit, wie sie durch fast alle Soldatenlieder bebt?
Liegt darin nicht der Schmerzensschrei von zehn, hundert,
tausend, zehntausend, hunderttausend Frauen, Müttern und
Bräuten, deren Männer in dem unnatürlichen unzeitigen
Heuet, der nicht vierzehn Tage, sondern vier Jahre dauerte,
hingemäht wurden!

Die Mähmaschine surrt und singt, und ich weiss, die Halme
sie fallen und wanken. Heute noch blühten die Margrithen
wie freundliche Sterne, und die Esparsetten wie lebendige
Pfingstflammen, jetzt aber fährt das Eisen hinein und "das

Gras verdorrt, die Blume verwelkt".

Vor zweieinhalbtausend Jahren hat einer in Jerusalem gelebt mit Namen Jesaja. An ihn ergeht Gottes Ruf und Befehl: Predige! Und der junge Mann fragt zurück: "Was soll ich predigen?" Ihm wird die Antwort, predige: "Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich."

"Was soll ich predigen?" Vor dieser Frage stand ich schon oft. Und immer kam's schliesslich auf dasselbe hinaus. Predige: Alles Fleisch ist Gras — Gott aber bleibt. Die Welt vergeht mit Leid und Lust, die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir Menschen sind wie die mannigfaltigen Gräser der Matte; der eine die stolze Schmale, der andere ein stachlig Spitzgras, der dritte eine rotbackige Kleeblüte, oder ein nervöses Zittergräslein, oder eine rauhe und doch so wertvolle Bärenklaue oder ein zartes Weisskleeblättchen. Da wachsen und blühen wir und bilden uns gar gewaltig viel ein auf unsere Form und Farbe, auf unseren Wert und unsere Tugenden, und doch sind wir alle, ob rauh oder zart, ob zahm oder wild, ob hoch oder niedrig, ob schädlich oder nützlich — Heugras sind wir. Unsere Weltzeit ist ein kurzer Heuet — Schnitter ist der Tod — Gott aber ist der Herr der Ernte. Und Gott ist ewig.

Alles Fleisch ist Gras, das Gras verdorrt, die Blume verwelkt. Das wussten die Heiden auch. Der Maler Arnold Böcklin hat's einmal recht eindringlich bekannt. Er hat ein Selbstbildnis gemalt; er steht darauf in seinen besten Mannesjahren, Pinsel und Palette in der Hand. Er ist in seiner Schaffenskraft. Von hinten aber naht sich ihm der Tod und schaut ihm hohläugig über die Schultern zu, was er zeichne. Was will das anderes sagen als: Alles Fleisch ist Gras. Das Gras verdorrt. Die Blume welkt.

Und im Süden sah ich einst ein Mosaikbild, das sich ein

alter Heide hat machen lassen, und zwar ausgerechnet als Gangboden vor die Haupttür zum Hause. Das eingelegte Steinchenbild stellt in natürlicher Grösse ein schwarzes, hinfalliges Totengerippe dar. Darunter stand in grossen Lettern das griechische Wort: Gnouthi seauton. Das heisst: "Erkenne dich selbst." Jeder eintretende Fremdling oder Gast musste es sehen und lesen: Erkenne dich selbst in diesem Bild. Alles Fleisch ist Gras. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt.

Eines aber haben die Heiden nicht gewusst. Eines hat der Prophet Jesajas den Heiden voraus. Er weiss noch etwas anderes, das über den Tod hinausführt: "Das Wort unseres Gottes aber bleibet ewiglich."

Merkwürdig, nicht wahr! All die sichtbare und greifbare und essbare und trinkbare Herrlichkeit, die wir um uns sehen, sie ist vergänglich; von einem Wort aber heisst es, es bleibe ewiglich. Ein blosses Wort, das wir weder sehen noch greifen können, das uns so leicht und leer und unfassbar vorkommt, es bleibe ewiglich!

Und doch ist es so. Und es dünkt mich wunderbar, dass es so ist. Wenn wir dies Wort auch nicht greifen und sehen können, hören können wir's — und an es glauben. Was aber im Glauben an den ewigen Gott geschieht, das ist nicht Gras und das verdorrt nicht; denn es hat Ewigkeit. Ich kann euch diese Aussage nicht beweisen. Aber ich kann Zeugnis ablegen, dass ich an die Ewigkeit des Wortes glaube.

Und nun noch eins. Es ist zwar noch viel fremder und unfasslicher, und wir müssen darüber zu modernen Menschen behutsam reden. Wir wissen heute nicht nur mehr als die Heiden, wir wissen sogar mehr als Jesajas. Sein letzter Trost und Halt hiess: "Das Wort unseres Gottes aber bleibet ewiglich." Wir aber wissen über Jesajas hinaus: "Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns." Es ist nicht immer ein

unfassbares, unsichtbares, ungreifbares geblieben. Es ward sichtbares, greifbares Fleisch; es gewann Gestalt und wandelte unter uns, ward gekreuzigt, von den Toten auferweckt, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht blosses Heugras seien, sondern das ewige Leben empfangen.

Beim Melken

Römer 15,1

Es war gerade Fütterungszeit. Ich tat einen Blick in den Stall. Eben hatte der junge Bauer fertig gemolken. Wie es so Brauch und Sitte ist, schritten wir miteinander von Tier zu Tier und unterhielten uns über ihren Stand. Der Mann liebte seine Ware. Ich merkte es bald einmal aus dem Ton seiner Rede.

Ganz vorn beim Stallfensterchen stand ein kleines Kühlein mit Senkrücken und mächtigen Hörnern. Daran anschließend folgten zwei schön gewachsene Prachtstiere. Der Bauer erklärte, die vorderste kleine sei nämlich die Mutter der beiden grossen, ich möge es glauben oder nicht. Als hätte die Alte begriffen, dass man von ihr rede, schaute sie zurück. Bei dieser Gelegenheit erblickte ich vorn an der Krippe mit Befremden eine starke Scheidewand zwischen — Mutter und Tochter. Der Bauer, der wohl merkte, wie sehr mich diese Scheidewand zu interessieren begann, plauderte weiter: Die starken fetten Töchter hätten ihrer kleinen magern Mutter immer alles weg gefressen. Das höre jetzt auf. Seitdem die Wehre sei, habe die Alte Ruhe.

Das sind die Starken. In jedem dicht bestellten Stall kannst du sie sehen, die Starken, welche die Schwachen drücken. Und in jeder dicht bewachsenen Hofstatt. Jeder Schritt in der Natur bringt uns die traurige Kunde vom Starken, der den Schwachen zu bodigen versucht. Diese Tatsache macht uns nachdenklich, so oft wir mit offenen Augen Umschau halten in der Welt, die uns umgibt. Die Kuh im Stall, der Hecht im See, der Fuchs im Wald, der Adler in den Lüften, sie triumphieren: "Wir aber, die wir stark sind, nutzen die Gebrechlichkeit der Schwachen aus."

Aber der gleiche Ruf des Starken ertönt auch da, wo Menschen beieinander wohnen, an allen Orten und zu allen

Zeiten. Zwar unterscheidet sich der natürliche Mensch von der übrigen Natur durch den Verstand. Aber wenn das der einzige Unterschied ist, dann wehe uns! Denn der menschliche Verstand im Dienst des Starken ist ein gar unheimlich Werkzeug. Er ist spitziger als das Horn der Kuh, reissender als der Zahn des Hechts, schärfer als die Adlerkralle.

Die Blutspur des Starken, der die Gebrechlichkeit des Schwachen ausnutzt, ist erkennbar durch alle Zeiten hindurch. Heute erscheint sie uns besonders blutig. Sie läuft nicht nur von einem Konkurrenten zum andern, nicht nur vom Parteimann zum Parteigegner, nicht nur von Nation zu Nation, sie verläuft für jeden, der Augen hat, mitten durch die Brüderreihen. Der Fabrikarbeiter ist dem Fabrikarbeiter nicht immer Kamerad; und mitten durch unsere "friedlichen Bauerndörfer" schwelt unter der Asche verborgen die Glut des Kampfes zwischen Stark und Schwach, zwischen Nachbar und Nachbar, zwischen Handwerker und Bauer, zwischen Meister und Knecht, zwischen Pflegevater und Verdingbub. Wie oft hat da der Schwache sich zu ducken vor dem Stärkern!

Ja, der Triumph des Starken sitzt so tief in unserer Menschennatur, dass selbst Ärmste und Schwächste, die doch wahrlich allen Grund zur gegenseitigen Barmherzigkeit und Solidarität hätten, dass selbst sie noch unter sich die Faust des Stärkeren walten lassen. Wie hart sind Bettler unter sich! Wie rücksichtslos die Insassen eines Altersasyls gegeneinander! Wie grausam kommt, nach dem Bericht von Missionaren, das Recht des Stärkeren zur Geltung unter den Ärmsten des Morgenlandes, unter den Aussätzigen!

Frei nach Natur gezeichnet ist jenes Bild, das der Heiland vom Leben und Treiben dort am Teich Bethesda entwirft: Blinde, Lahme, Verdorrte sind da, lauter Schwache und Schwächste. Und sieh! mitten aus dieser elenden Schar

heraus schreit die Klage jenes achtunddreissig Jahre lang Kranken: "Wenn ich komme, so steigt ein anderer vor mir hinein." Ein anderer vor mir! Ein anderer ist stärker und flinker. Elend sind sie zwar alle. Er aber, der Elenden Elendester, kommt achtunddreissig Jahre lang zu kurz. Der Blick, den uns da der Meister in die menschliche Art hinein tun lässt, gehört zum Erschütterndsten, das man sehen kann. Auch hier noch das Wort: "Wir aber, die wir stark sind, nutzen die Gebrechlichkeit der Schwachen aus."

So sieht die Welt aus, in der wir leben und an der wir teilhaben. Es ist Gottes Welt; aber sie ist, das muss bald ein Blinder sehen, von ihm abgefallen. In dieser gefallenen Schöpfung wird das Verhältnis zwischen Starken und Schwachen so geregelt, dass der Schwache dem Starken zum Opfer fällt. Zwischen dem Hecht im See, der mit Behendigkeit sechs Fischlein schluckt, und zwischen Gebrüder X in B., die mit ihrer Geschäftstüchtigkeit ganze Gassen Kleiner verschlingen, besteht kein wesentlicher Unterschied.

In dieser Welt, in der das Hechtsystem gilt, leben wir entweder in der Rolle der triumphierenden Starken, oder dann in der Rolle der leidenden Schwachen. Wenn man über diese Tatsache nachdenkt, dann wär's zum Drauslaufen — wenn das die einzige Welt wäre, die wir kennen. Aber es gibt noch eine andere Welt. Hab nicht Angst, ich will dich nicht aufs Jenseits hinweisen! Jene andere Welt mit ihren anderen Gesetzen hat auch diese Gotteseerde, auf der wir leben, zum Schauplatz. Nur erfährt dort die Frage der Starken und der Schwachen eine andere Beleuchtung. Dort heisst es: "Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit — tragen."

Ein Starker

2. Mose 2

Was heisst das, "die Gebrechlichkeit der Schwachen tragen"? Statt vieler Worte will ich versuchen, es an einer der Gestalten, die, Kinder der anderen Welt, mitten in der Zeit lebten, zu zeigen, und zwar an dem allen bekannten Moses.

Dieser Moses war ein Starker. Ein ganz Starker. Körperlich und geistig stark. Aufgewachsen am ägyptischen Pharaonenhof, liegt eine beispiellose Laufbahn vor diesem Mann. Das Zeug dazu hat er. Und auch das Glück, das zum Karrieremachen immer nötig ist, scheint ihm hold. Und er wird hoch steigen. Ägypten ist Sklavenstaat. Da kann er, die Nacken der Schwachen als Treppe benutzend, die höchste Stufe erreichen.

Aber nun entwickelt sich die Laufbahn dieses Mannes in einer Weise, dass einem recht eigentlich der Verstand stillstehen könnte. Jählings sehen wir Moses aus seinem sicheren Geleise hinausgeschleudert. Was ist schuld? Man höre und staune: Ein Ziegelei Tagelöhner, einer, der Unrecht leidet, ein Vergewaltigter, ein Schwacher. Und hinter diesem einen Schwachen entdeckt nun Moses ein ganzes Heer von anderen Schwachen und das Wunder geschieht: Er tritt ihnen nicht auf die gekrümmten Rücken, sondern geht zu ihnen hin und interessiert sich für die Ziegeleisklaven, die ihm hätten "wurst" sein können. Und später, nach der eigenen, notwendigen Läuterungszeit, wird er der Anwalt und Führer der Schwachen.

Führer — ein ganz bedeutsames Wort. Wir horchen heute auf, wenn wir es hören. Es gibt Führer, die werden's aus Ehrgeiz und Ichsucht. Ihnen verhilft ihr Führertum zu Amt und Sessel. Es gibt aber auch Führer — zu ihnen gehört Moses — diese hat Gott einem Volk in Not zu Führern

gesetzt. Ihnen winken nicht Sessel zum Sitzen, sondern lange Wege durch die Wüste.

Einst sah ich ein Bild von Mose, wie er, seinem Volk voranschreitend, auszieht aus Ägypten. Hinter ihm stehen die Fleischtöpfe. Vor ihm gähnt die leere Wüste. Bei jedem Tritt sinken seine Knöchel in den Sand. Das alles tut er im Dienst Gottes an den Schwachen. Diese Schwachen werden's ihm nicht danken. Aber er steht ja in Gottes Dienst, und hat ihn und seine herrliche Welt zum Aufleuchten zu bringen mitten in dieser gefallenen Schöpfung. Moses ist der Starke, wie ihn uns der Wille Gottes zeigt. Er hat den Purpurmantel abgeworfen und an dessen Stelle die Gebrechlichkeit der Schwachen auf seine Schultern geladen. Er hat das Leben in der Oase vertauscht mit dem Leben derer, die in der Wüste wohnen.

Wo ein Starker wie Moses sich an die Stirn greift und einsieht, dass es Schwache gibt in dieser Welt, da ist ein göttlich Wunder geschehen. Und wo ein Starker wie Moses nicht mehr an diesen Schwachen vorbeigeht, sondern stehen bleibt und hingeht, da ist ein zweites Wunder geschehen. Und wo ein Starker wie Moses den Lauf dieser Welt so umkehrt, dass er von der Gebrechlichkeit der Schwachen nicht profitiert, sondern sie auf seine Schultern nimmt, da ist ein drittes Wunder geschehen.

Und es geschehen Wunder, jeden Tag, für den, der Augen hat zum Sehen und Ohren zum Hören. Aber Gott ist's, der Wunder tut, nicht du bist's! Du möchtest Helfer der Schwachen sein ohne Gott? Sieh dich vor! Auf Dank der Schwachen rechne nie! Sie können eines Tages Steine aufheben wider den, der ihnen helfen will. Dann wird zerbrechen, wer nicht von Gott zum Helfer und Führer berufen ward. Dann wird Gott zeigen, dass er seine Helfer- und Erlöser-Ehre keinem anderen lässt.

Gott wird seine Welt und deren ganz andere Art in unserer

armen Erde zum Sieg führen. Gott! Nicht du! Und er wird in dieser armen Erde sein angefangen Werk vollenden, und wenn das Horn der Kuh noch spitziger, noch reissender der Zahn des Hechts, die Adlerkralle noch einmal so scharf wäre — und des Menschen Herz noch zehnmal trotziger. Er wird sein Reich in dieser Welt zum Sieg führen sogar trotz der Undankbarkeit der Schwachen, die nicht von den Fleischtöpfen loskommen, die um Hilfe schreien, um nachher ihre Helfer zu steinigen und — ans Kreuz zu schlagen.

Im gewaltigen Kampf um den Sieg der Gotteswelt darf hie und da ein armes Menschenkind Waffe und Werkscheit sein in Gottes allmächtiger Hand. Jedesmal, wenn das geschieht, ist Ehre in der Höhe, und Friede auf Erden.

Nach dem Hagelschlag

Psalm 73; Klagelieder 3,28-29

Von einem Büblein unserer Ortschaft ist mir gesagt worden, es habe nach dem Hagelwetter, das letzthin unsere Gegend heimsuchte, einen von den fast baumnussgrossen Steinen aufgelesen, denselben kopfschüttelnd betrachtet, mit grossen Augen aufwärts geschaut und den Vater gefragt: "Wär tuet ächt die do obe zämedrücke?" (Wer presst wohl die da oben zusammen?)

So fragen Kinder. Erschrocken stehen sie der furchtbaren Tatsache gegenüber, dass Steine, harte Steine aus der Luft fallen. Und diese Tatsache ist ihnen ein ungelöstes Rätsel, das sie beunruhigt.

Diese Kinderfrage ist gar nicht so dumm, wie sie auf den ersten Blick scheint. Irgendwie haben wir Erwachsene sie alle gestellt in den leidvollen Tagen und Nächten, die hinter uns liegen. Auch wir standen vor dem Rätsel; auch wir fragten uns, wie das wohl zugehe mit den Hagelsteinen. Beunruhigt ging ich hin und schlug mein Geologiebuch auf und fand darin allerhand wissenschaftliche Erklärungen und Hageltheorien, eingeleitet durch den Satz: "Eine seltene, auch noch nicht hinreichend erklärte Form des Niederschlages ist der Hagel."

Ich zweifle nun nicht, dass man eines Tages eine einwandfreie Hageltheorie wird aufstellen können. Ob das aber an der Tatsache des Hagelns selber etwas ändern wird? O, es wird gleichwohl hageln, ob wir früher oder später das Entstehen der Hagelsteine begreifen werden oder nicht. Jenes Büblein aber, das erschrocken fragt: "Wär tuet ächt die do obe zämedrücke?", und der Herr Professor an der Zürcher meteorologischen Station, sie beide schauen, wenn's hagelt, dem Vorgang genau gleich ohnmächtig zu. Am Hagelunglück selber kann der Herr Professor so wenig

etwas ändern wie das Büblein und wie wir alle.

Das ist's! In jenen kurzen, und doch so unerträglich langen Minuten, da das Unheil heranrauschte, und als dann die Steine niederprasselten, hier ein Schoss abzwickten, dort ein Herzblatt wegquetschten, da einen unreifen Apfel abschlugen, o, da haben wir alle, gross und klein, arm und reich, gottlos und fromm, dumm und gescheit, da haben wir alle uns ohnmächtig gewusst einer stärkeren Macht gegenüber.

Als wir aber daraufhin vor den Feldern und Gärten standen, die Verwüstungen sahen, den Schaden abschätzten, da ist dann noch einmal eine Frage in uns aufgestiegen. Aber diesmal kam sie nicht aus dem Hirn wie jene, nein, diese zweite Frage kam gleichsam von unten herauf, aus dem geheimnisvollen Urboden unserer Seele. Zuerst hat sie uns erschreckt; aber sie hat uns keine Ruhe gelassen, bis dass wir sie hochkommen liessen. Und dann hat's aus uns heraus geschrien: "Wer ist — wer ist jene Macht, die stärker ist als wir, in deren Fäusten wir uns fühlten, als die Hagelsteine nieder trommelten? Ist's ein böser Geist? Ist's ein blindwütender Tyrann? Oder — ist's am Ende gar — Gott? Hat uns Gott mit Steinen bombardiert? Wirft Gott mit Steinen Fensterscheiben ein? Knickt Gott die Roggenäcker mittendurch? Schlägt Gott die Bäume und Rebstöcke auf Jahre hinaus zu Krüppeln?" Nein! Nein! Unser Innerstes bäumte sich dagegen auf, Gott im Zusammenhang mit Hagelsteinen uns zu denken und seinen Namen zu nennen.

Und weiter schrie unsere Seele: Wenn er der allmächtige Gott ist, dann hat er doch das verhüten können, konnte die mörderischen Steine über den See lenken oder über eine Felswüste, wo es nichts schadete.

Und die allerbitterste Frage war schliesslich die: Warum gerade über die Felder unseres Dorfes, das doch vor zwei Jahren schon heimgesucht war? Warum nicht diesmal über

unser reiches Nachbardorf? Und warum ausgerechnet wieder über meinen Acker; und der meines Nachbarn, kaum einige fünfzig Meter entfernt, ist wieder verschont geblieben? Habe ich's etwa mehr verdient als der? Wie reimt sich überhaupt die ganze Sinnlosigkeit dieses Hagelschlages mit Gottes Allweisheit, Allgüte, und vor allem mit Gottes Gerechtigkeit?

Auf all diese Fragen habe ich weder Antwort noch Erklärung. In jenen schrecklichen Minuten aber ist mir eine Erinnerung aus der frühesten Kindheit aufgestiegen und deutlich, als wär's heute, vor die Seele getreten. Ich sah einst einen Gutsbesitzer. Es war im Heuet. Sieben Fuder schöner dürrer Klee standen geladen teils auf der Wiese, teils auf der Strasse, teils im Hof, als ein plötzlicher Wolkenbruch unerklärlich rasch hernieder brach. Der Mann stand da, auf der Hofbsetzi (Hofterasse), ich sehe ihn leibhaftig vor mir, beide Fäuste gegen den Himmel erhoben, und über seine Lippen zischte ein fürchterlicher Fluch. Nie hat ein Blitz, nie Donner- oder Hagelschlag meine Seele so erschreckt wie jener Fluch. Der Mann hat sich später dem Trunk ergeben.

Der Hagelschlag ist ein Unglück. Die gegen den Himmel geballte Faust ist ein zweites Unglück. Welches ist das grössere?

Gott, der den Hagel und die Sonne in seinen Händen hat, bewahre uns vor Hagelschlag und vor — geballter Faust.

Er bewahre uns davor, dass wir aus einem zeitlichen Unglück, das wir nicht abwenden können, das aber vorübergeht, ein zweites machen, ein ewiges, das nicht vorübergeht.

Wir hatten gebauet ein stattliches Haus

Psalm 127,1-2

Von einem der drei ersten Eidgenossen, von Werner Stauffacher, erzählt Friedrich Schiller die Sage, er habe sich einst ein neues, stattliches Haus gebaut. Davor habe eine Linde gestanden. Unter dieser Linde sei Stauffacher einst an einem Feierabend gesessen. Frohgemut und sinnend habe er das Werk seiner Hand betrachtet, froh darüber, dass es endlich fertig war, froh, dass er die Mühen der Bauerei hinter sich hatte, und froh, dass es so schön gelungen war.

Und wie er so im Abendfrieden dasitzt, kommt der Landvogt Gessler die Strasse von Küsnacht her, hoch zu Ross, mit seiner Leibwache. Vor dem Haus hält er still, und schaut es finster an. Stauffacher steht auf und erweist ihm die nötige Höflichkeit. Gessler kennt ihn wohl; aber dennoch fragt er harsch: "Wessen ist dies Haus?" Schlagfertig antwortet Stauffacher darauf:

"Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers, und ist eures und mein Lehen."

Eine überaus sinnige und weise Antwort. Stauffacher war ohne Zweifel ein freier Mann, auf seinem freien Grund und Boden. Das neue Haus gehörte darum ihm und keinem anderen. Er hatte es erbaut, vielleicht sogar aus eigenen Steinen, und aus Holz vom eigenen Wald, mit der Intelligenz seines Kopfes und mit der Energie seiner Muskeln. Er hätte darum das gute Recht gehabt zu antworten: "Dies Haus, Herr Vogt, gehört mir, dem Werner Stauffacher." Doch nein, er nennt sich bescheiden Lehensmann und sagt: Es gehört nicht mir, aber auch nicht euch, Herr Vogt, es gehört keinem von uns beiden, sondern es gehört einem, der grösser und mächtiger ist als wir beide, es gehört dem Kaiser. —

Auch wir, liebe Freunde, stehen heute Abend vor einem Neubau. Das ist nicht nur für die Baufamilie, sondern für unsere ganze Ortschaft ein Ereignis, kommt es doch in zehn Jahren nicht oft vor, dass in diesem Dorf ein neues Haus entsteht. Auch uns bewegen beim Anblick dieses hochragenden Giebels allerhand sinnende Gedanken und Gefühle. Vor allem ist es das Gefühl dankbarer Freude, das Gefühl neidloser Mitfreude, das in diesem Augenblick, hier unterm stillen Sternenhimmel, uns alle erfüllt. Die Freude, die mit unserer Arbeit im Zusammenhang steht, die Freude am Werk unserer Hände, gehört sie nicht zu den schönsten und wahrsten und solidesten in unserem menschlichen Dasein? Wir sollten sie bei solchen und ähnlichen Anlässen noch viel häufiger und reichlicher zu ihrem Recht kommen lassen.

So freuen wir uns denn alle darüber, dass einer der Unserigen in einer gedrückten Zeit, da der Wille zum Niederreisen oft grösser scheint als der Wille zum Aufrichten, den Mut zum Bauen gehabt hat. Das ist alteidgenössische Art, dass man auch in schwerer Lage den Kopf nicht verliert, nicht verzagt zurückweicht und die Hände nicht in den Schoss legt, sondern bedächtig, aber entschlossen den Schwierigkeiten auf den Leib rückt.

Dieser Wille zum Bauen ist heilig, weil und insoweit er uns vom Schöpfer eingegeben ist. Das fiel mir erst heute Nachmittag wieder auf im Bienenhaus: Wie kunstvoll baut doch die Biene ihren Wachsbaus, kein Architekt könnte seine Pläne exakter abzikeln! Oder denkt an die Schwalbe unterm Dach! Einem Berufsmaurer zum Trotz mauert sie ihren Steinbau. Und die Krähe im Wald, sie zimmert ihre Hütte, ohne Bundhaken, ohne Nagel und ohne Hammer. Nicht weniger wunderbar ist die Geschicklichkeit, mit der jede Feldmaus ihre Kellerwohnung gräbt. Sie alle, die Kellergräber, Maurer und Zimmerer da draussen in der Natur, sie sind vom gleichen Schöpfer erschaffen wie wir,

und sie haben gleich uns jenen geheimnisvollen Sinn bekommen, den Sinn zum Bauen. Und sieh! Sie bauen in fetten und in mageren Jahren unverdrossen ihre Häuser aus Erde, Stein und Holz. Sollten wir Menschen da vor ihnen zurückstehen?

Freuen dürfen wir uns darüber, dass eine Familie unseres Dorfes wieder ein sicheres Dach über sich hat. Wie wichtig ist doch das auf unserem wechselnden Planeten mit seiner Hitze und Kälte, mit seinem Regen und Schnee! Wenn ihr bald unter diesem Dach wohnen dürft im trauten Familienkreis, wenn der Regen an die neuen Fensterscheiben trommelt, wenn die Herbst- und Winterstürme durchs Land fegen, wenn ihr dann etwa denkt: "Niene-n-isch's mer wöhler gsi, als wenn i deheime bi" (Nirgends ist es mir wohler gewesen, als wenn ich zu Hause bin), o, dann seid dankbar für das Dach, das schützend über euch steht, und dann seid bereit, dies Dach jederzeit zu teilen mit dem Wanderer, der des Weges kommt, und dem das bittere Wörtlein "obdachlos" auf der Stirn geschrieben steht.

Freuen dürft vor allem ihr Handwerkersleute euch darüber, dass ihr gleichsam als Handlanger Gottes mithelfen dürft, den Menschen Schirm und Schutz und Obdach zu verschaffen. Ist eine Arbeit denkbar, die vornehmer und adeliger wäre als gerade diese? Wenn man sie so versteht? Ist es nicht vielleicht mehr als ein blosser Zufall, dass derjenige, den wir alle unseren Meister nennen, dem Handwerk, und zwar dem Bauhandwerk angehört hat?

Freilich, dieser Adel eures Berufes verpflichtet, verpflichtet wie aller Adel. Macht eurem Handwerk Ehre durch solide Arbeit! Drüben auf der St. Petersinsel, dort am Ende der Seemauer gegen die nördliche Ländte (Anlegeplatz für Schiffe) hin, steht ein Stein. Der Handwerker, der diese Mauer erstellte, hat einst vor Jahrhunderten seinen Namen in diesen Stein gegraben. Jene alten Meister durften das.

Sie durften ihre Namen zu ihrem Werk setzen. Sie hatten nicht Angst vor dem Urteil der Jahrzehnte und Jahrhunderte. Freilich, bei all ihrem Bauen waren sie und ihre Auftraggeber vom Glauben durchdrungen: "Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen." Wer weiss, ob nicht gerade dieser Glaube das Geheimnis ihrer Tüchtigkeit gewesen ist?

Freuen wollen wir uns alle darüber, dass das Werk bis dahin ohne Unfall und Missgeschick gediehen ist. Das ist nicht selbstverständlich. Es ist eine meiner eindrücklichsten Jugenderinnerungen, wie einst bei Bauarbeiten an einem Schulhaus - ich kam gerade aus dem Portal und wurde Augenzeuge - einem Arbeiter ein Gerüstladen vom dritten Stock herunter auf den Kopf fiel, ihm die Schädeldecke zertrümmerte, so dass die Gehirnteile umherspritzten. Er war Vater und Ernährer einer Familie. So wissen unsere Handwerker nie am Morgen, wenn sie von zu Hause Abschied nehmen, ob sie am Abend auf eigenen Füßen wieder heimkommen. Und schon mancher hat sein Blut hergegeben und ist liegen geblieben als Held auf dem Schlachtfeld der menschlichen Aufbauarbeit. Das sind dann jene stillen Helden, deren Opfer nicht kleiner ist als das der allzu viel besungenen Helden der Kriegsgeschichte.

Und nun noch ein kurzes Wort an die Familie, die, so Gott will und wir leben, bald unter diesem Dach heimisch werden soll:

Wenn ihr in Zukunft etwa am Feierabend oder Sonntagnachmittag vor eurem neuen Haus sitzt, und ein Fremdling kommt des Weges und fragt: "Wessen ist dies Haus?", dann werdet ihr antworten, es gehöre euch. Ihr habt ja das gute Recht dazu. Denn es ist das Werk eures Willens. Aus eurer Idee und Tatkraft ist es entstanden. Dabei aber werdet ihr Werner Stauffachers weise Antwort nie vergessen. Der hat gewusst: Dies Haus gehört einem, der grösser ist und

stärker, und wir sind nur zu Lehen hier. Es ist unseres höchsten Herrn und Meisters, es ist unseres Gottes Haus.

Dies Wissen verpflichtet euch, zu besitzen als besäset ihr nicht, und ist zunächst eine Warnung und ein Verzicht. Und doch wird einzig dies weise Wissen um eure Pilgerschaft auf Erden und um euer Gastsein euch den wahren, frohen Frieden geben unter diesem Dach. Nur wer weiss: "Dies Haus ist Gottes Haus!", wohnt wirklich sicher drin.

Und so ist es denn unser aller aufrichtiger Wunsch, ja, es ist mehr als unser Wunsch, es ist unser Gebet: Dies Haus sei Gottes Haus! Er soll darüber verfügen. In seinen Dienst sei es gestellt. Zu seiner Ehre soll es dastehen. Und er halte seine Hand darüber bei Tag und Nacht. Er bewahre es vor Wasserschaden und Feuersgefahr. Er selber sei Blitzableiter auf diesem Dach — und Wächter an der Schwelle — unter diesem Dach.

Wenn einst Not anklopfen sollte hier, dann dürft ihr getrost ihrer warten und denken: Das Haus ist ja Gottes Haus. Und wenn der Unfriede, oder sonst ein menschlicher Tyrann herankommt und Einlass begehrt, dann begegnet ihm mit dem Ruf und Feldgeschrei: 's ist Gottes Haus!

Und so mögt ihr alt und grau werden hier. Und wenn dann der grosse Feierabend naht, wenn ihr vor dem Haus sitzt, so etwa wie euer greiser Vater noch vor wenigen Jahren hier sass - was würde wohl er zum heutigen Abend sagen? -, und wenn einst der Tod herankommt und an die Fenster trommelt, dann, liebe Freunde, wird es euch ein grosser und letzter Trost sein, sagen zu dürfen:

"Ich hab's gewusst von Anfang an,
Hier bin ich nur ein Lehensmann,
Dies Haus ist Gottes Haus."

Erbhändel

1. Mose 27; Matthäus 19,29

Es ist dumm und sinnlos, dass man zu Besitz kommen kann, den andere erworben haben. Man könnte über die Sinnlosigkeit dieser Einrichtung manch humoristisches Stücklein schreiben. Das ist auch schon getan worden. Der umschmeichelte Erbonkel und die gehütete Erbtante sind auf der Theaterbühne bekannte Figuren.

Leider nicht nur dort. Wo aber drunten in den Niederungen des Lebens das Erben anfängt eine Rolle zu spielen, da ist dieselbe selten so harmlos wie im Lustspiel droben auf den Brettern. Der alte Isaak hat's erfahren!

Isaak hat zwei hoffnungsvolle Buben und eine grundgescheite Frau. Seinen Reichtum betrachtet er als Gottes Segen. Wir nehmen an mit Recht. Eines Tages nun fängt das Erben an zu spuken in den Köpfen der Familienglieder. Damit ist bei Isaaks der Teufel los.

Zuerst ist's Jakob, der jüngere Sohn, der erfasst wird vom Erbgedanken. Die Geschichte mit dem Linsengericht ist nicht sauber. Jakob wird am Bruder zum Schelm.

Das zweite Glied der Isaaksfamilie, das unter die Macht des Erbteufels gerät, ist Mutter Rebekka. Sie ist darauf aus, dass ihrem Liebling nicht nur das materielle Erbe zufalle. So weit kann der Erbgeist führen, dass er die Frau zur Schlange macht am Mann, den Bruder zum Fuchs am Bruder.

Damit ist auch das dritte Opfer dem Erbteufel gesichert. Esau weint und flucht: "Wie verwandter, wie verdammter!" Wenn er von nun an mit Bogen und Köcher zur Jagd geht, schaut er verwegend drein. Man muss ihn fürchten. "Es wird die Zeit bald kommen, da man um meinen Vater Leid tragen muss; dann will ich meinen Bruder Jakob erwür-

gen." So führt mit fürchterlicher Folgerichtigkeit der Geldgeist über Lug und List zum Brudermord.

Diese Familie hat vor einigen tausend Jahren gelebt. Soll mir keiner mehr kommen und sagen, die Bibel sei ein veraltet Buch. Der Erbschaftshandel der Familie Isaak könnte heute das Amtsgericht beschäftigen. Jakob und Rebekka und Esau sind nicht ausgestorben. Die Kinder, die bei Lebzeiten der Eltern nach dem Erbe schielen, sind uns bekannt; und die Kinder, die überm Grab der Eltern sich in den Haaren liegen, sind uns noch bekannter.

Wer ein Jahr auf dem Dorf lebt, der sieht lauter Eintracht und Frieden. Wer länger bleibt, der lernt die verborgenen Gegensätze und die unterirdischen Familienfeindschaften und die entgegengesetzten Ströme nach und nach kennen. Ein grosser Teil sämtlicher "Dorffeindschaften" ist auf irgendeine Teilerei zurückzuführen. Die Geschichte kann fünfzig Jahre zurückliegen. Sie wird nicht vergessen, und wenn's auch nur um ein halbes Dutzend Leintücher ging, oder um ein Viertel ein Boden, um das man sich nicht einigen konnte.

Ich kenne Väter und Mütter, die sich fürchten vor ihrem Tod, weil sie bangen um das, was nachher kommt — nicht etwa im Himmel, sondern auf Erden! — Ich kenne Familienverbände, denen graut vor irgendwelchen Veränderungen, sei es durch Hochzeit, Geburt oder Tod, weil dadurch die Erberei ins Rutschen kommt und akut wird. Es gibt mehr Häuser als wir glauben, die unter dem Bann und Druck des Erbdämons seufzen.

Zwar weiss ich schon, dass die Sache nicht so einfach ist. Viele Väter und Mütter wagen es gar nicht, zu ihren Lebzeiten an eine Teilung zu denken, weil sie es mit dem besten Willen nicht könnten. Und so schieben sie es hinaus, bis dass sie eines Morgens nicht mehr erwachen. Das Teilen ist nicht immer so einfach, wie erzählt wird von

einem Burenführer. Waren da zwei junge Buren (weisse Einwohner Südafrikas), denen der Vater beträchtliche Ländereien hinterlassen hatte, die sie jetzt nicht im Frieden teilen konnten. Sie gelangten an ihren Führer mit der Bitte, er möge den Streit schlichten. Der machte ihnen folgenden weisen Vorschlag: Einer von euch soll das Gut teilen, so wie er es für recht und billig erachtet. Der andere aber darf darauf einen der beiden Teile ganz aus freiem Belieben heraus für sich wählen. Damit war der Streit gelöst; denn derjenige, der teilen durfte, hütete sich wohl, ungleiche Stücke zu machen.

So bequem geht das Teilen nun nicht immer. Man kann ein Elternhaus nicht in sechs Stücke teilen. Eins muss es übernehmen. Auch manch ein Äckerlein ist schon so zerstückelt und von der ewigen Teilerei hergenommen, dass man fast gar nicht weiterteilen kann. Da reicht dann die menschliche Klugheit nicht aus, und auch nicht einmal die menschliche Gerechtigkeit. In den meisten Fällen ist Liebe und Gutmeinenheit nötig. Beim Erben lernen Brüder und Schwestern einander kennen wie sonst nie. Beim Erben kommt's heraus, ob Eltern ihre Kinder vom ersten Atemzug an zur Liebe erzogen oder zum Eigennutz. Wo einer mit Habsucht einen Haufen zusammenscharfte zu Lebzeiten, da dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Kinder nach seinem Ableben den Haufen mit genau derselben Habsucht auseinanderscharren.

Unser Herr und Erbarmer redet auch einmal vom Erben. Er lehrt die Seinen: "Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." Nicht "wer Häuser oder Äcker an sich reisst", sondern "wer verlässt... wird erben". Es gibt einen, der uns erlöst hat auch vom Erbteufel. Er ist's, der sein Leben liess, als guter Hirt, für seine Schafe.

Zwei Kläger

Epheser 6,5-10

Jahraus, jahrein höre ich Klagen von Meistersleuten über ihre Dienstboten. Umgekehrt fehlen auch die Klagen der Dienstboten über ihre Meistersleute nicht. Ich kam daher mehr und mehr zur Überzeugung, die Dienstbotenfrage sei eine Not, ja, eine von den ganz grossen Nöten eures Berufes. Diese Dienstbotennot, das wollen wir doch gleich um der Gerechtigkeit und um der Wahrhaftigkeit willen feststellen, ist eine Doppelnot, eine mit zwei Seiten. Sie hat gleichsam eine Meisterseite und eine Knechtseite.

Wo eine Not ist, da ist eine Hilfe und ein Ausweg. Hilfe und Ausweg wenigstens so der Spur nach anzudeuten, soll der Zweck dieser und der folgenden Betrachtung sein.

Da die Klagen von beiden Seiten kommen, also zwei Kläger sind, die einander gegenseitig beschuldigen, so wollen wir's machen wie der Friedensrichter. Wir geben zunächst beiden Klägern gleicherweise Gelegenheit, den "Fall" von ihrer Seite aus zu beleuchten. Was wir hören werden, ist nicht Stubenweisheit, sondern dem Leben abgelauscht.

Also, der Meister hat das Wort. Eine Meisterklage, die immer wiederkehrt, lautet, es wolle niemand mehr auf dem Land arbeiten. Das Gras in der Morgenkühle und das Abladen in der Abendhitze sei ihnen zuwider. Der Halbleinkittel und die "geschwellte Kartoffel" werden verachtet. Das feinere Baumwollkleid mit der Bügelfalte, der Achtstudenten und das schleckigere Essen der Stadtköche locke die Dienstboten weg von der Scholle. Der Melker frage vor dem Handschlag, ob laufendes Wasser im Stall sei, und der Heuer, ob man einen Fuderaufzug habe.

Von einem Karrer weiss ich, der ging von einem ausgezeichneten Meister weg an die Bundesbahn als Gramper.

Aus dieser neuen Stellung kam er Sonntag für Sonntag zurück ins Dorf, sprach bei seinen ehemaligen Meistersleuten vor, und gegen Abend blaguierte (hoch angeben) er in den Pinten herum 's Blaue vom Himmel herunter, wie er jetzt einen Sonntag habe und einen Feierabend, wie ihm jetzt Geld wie Heu durch die Finger gehe, und wenn er alt sei, müsse er nicht nach Worben (Armenanstalt), dann sei für ihn gesorgt; müsste einer schon ein grosser Löhl (Dummkopf) sein, wenn er sich länger bei den Bauern abschinden wollte.

Die Meister klagen, es sei keine Treu und kein Verlass mehr beim Dingen. Besonders bei den Heuern und Saisonarbeitern sei diese Not gross. Da hört man Klagen wie: "Ich war in Bern, hab's mit einem gemacht, ihm einen Fünfränkler Handgeld gegeben und ein Essen bezahlt, und er kommt nicht." Oder: "Drei Wochen lang hat's jetzt geregnet, ich habe meinen Heuer bezahlt und gefüttert, und am ersten schönen Heutag macht er sich aus dem Staub." Letzthin stieg einer mit seinem Handkoffer polternd in den Zug und unterhielt die Wageninsassen bis hinein in die Stadt mit seinem letzten Heldenstück, das darin bestand, dass er heute Morgen um 5 Uhr dem "Alten" durchgebrannt sei. Er habe dergleichen getan, als ob er zum Grasmähen ginge. Der werde luegen (grosse Augen machen), wenn er mit dem Wagen daherkomme und kein Chrigel mehr da.

Mit der Dienstwilligkeit und mit dem Gehorsam stehe es nicht besser, vor allem bei den jüngeren Dienstboten. So schrieb mir einst ein blutjunger Melker ganz unverblümt, er habe den Platz verlassen, sonst hätte er den Meister ganz sicher einmal an die Wand gedrückt, "dä Hagu well gäng alls nach sym Gring ha" (dieser Kerl wolle immer alles nach seinem harten Kopf haben).

Ganz schlimm wird die Lage des Meisters, wenn sein Knecht Stammgast ist in einem der Wirtshäuser. Was das

heisst für einen Meister, wenn er am Sonntagabend ein frischgekalbtes Rind in der "Obhut" des Melkers weiss, der eben aus der Pinte kam, oder wenn er den Karrer am Montag morgen auf der Mähmaschine halb schlafend muss vom Hause fahren sehen, das kann man sich lebhaft vorstellen.

Ich weiss einen Fall, da ist einem Meister das schönste Haupt im Stall auf die Fleischbank gekommen, weil der Melker am Sonntagabend in einem unbeherrschten Wutanfall das Tier in die Eutergegend stach. Ein anderer hat am Sonntag bis gegen 6 Uhr in der Pinte gejasst. Beim Misthinausstossen verfehlte er den Laden, und brach den linken Ellenbogen, so dass er nun sein Leben lang ein Krüppel ist. Die Versicherung bezahlt. So sieht die Dienstbotennot ungefähr aus mit den Augen des Meisters gesehen. Ich begreife, wenn ein junger, einziger Bauernsohn sich weigerte, den Hof des Vaters zu übernehmen, hauptsächlich wegen der Knechtenot.

Nun aber die andere Seite der Münze! Der Knecht hat das Wort. Eine Bauerntochter steht mit einem flotten, intelligenten Knecht bei den Eheverkündigungen im "Kästchen". Im Hui geht's wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: "Nume-n-e Chnächt, nume-n-e Chnächt!" (Nur ein Knecht!) Der Dienstbotenstand ist zu wenig geachtet. Seltene Ausnahmen bestätigen die Regel.

Ein Knechtlein, das sich lebhaft für Bücher interessiert und die Energie hätte, sich weiterzubilden, klagt, es habe kein Licht in seinem Zimmer. Der Meister habe es ihm beim Stellenantritt versprochen; aber seither sage niemand mehr etwas davon.

Ich kenne sehr gescheite Meister, die für alles Verständnis haben, nur nicht für den Knecht und seine Bedürfnisse. Was für ein kleinlicher, enger herzloser Geist kommt da manchmal zum Vorschein! Ich habe Meister erfahren, die

glaubten in allem Ernst, es könnte dem Knechtlein schaden, wenn er ihm alle vierzehn Tage einmal um 8 Uhr abends frei gebe, um an einem Leseabend teilzunehmen. Ich lernte Meister kennen, die nannten es einen Luxus, wenn sie dem Dienstboten im Jahr einmal für zwei Tage frei geben sollten für eine schöne Tour in die Alpen, die dazu noch alkoholfrei durchgeführt wurde. Da hiess es etwa: "Das isch nüt für Chnächte!" (Das ist nichts für Knechte)

Ganz schlimm sind die Meister, die darauf ausgehen, beim Eintritt keinen bestimmten Lohn abzumachen und nie klare Rechnung zu führen. Besonders die älteren Knechtlein, die sich nicht mehr wehren können, könnten hier einiges erzählen. Ich habe einst salzige Tränen fließen sehen in einem solchen Fall, und weiss, dass er nicht vereinzelt ist.

Ja, die Lohnfrage! Ich habe einst ein starkes Mädchen placiert, um 25 Franken im Monat. Nach einiger Zeit klagt mir dasselbe, es laufe so viel Schuhe und nutze so viel Kleider ab in Haus und Feld, dass es unmöglich weiter bestehen könne. Ausser am Sonntag finde es nie Zeit zum Flicker.

Die Meistersfrau war eine gut hintersetzte Bäuerin, die ohne schlaflose Nächte dem Martinitag (bäuerlicher Winterbeginn) entgegensehen durfte. Ich machte ihr Vorstellungen, sie solle doch nicht vergessen, dass auch für Dienstboten das Garn und das Leder und das Tuch und die Schuhbündel im Verhältnis zum Einkommen jetzt zu teuer wären, und dass dieser Missstand, der so manchen Meister drücke, für den Dienstboten noch viel drückender sei.

Aber ohne Erfolg. Zum Flicker sei dann im Winter Zeit. Dabei dachte die gute Frau nur an ihre eigene Haut. Sie konnte sich das leisten, weil sie Vorrat hatte in Trögen und Kästen. Aber das Mädchen hatte nicht so viel Wäsche, um nur im Winter zu flicker. Und wegen dem Lohn — ihre eigenen Kinder hätten auch nicht mehr gehabt in der

Fremde. Die Frau, die sicher im Schulzeugnis Note eins im Rechnen hatte, beging, weil es sich nur um die Magd handelte, den Rechnungsfehler, dass sie nicht in Betracht zog, dass 25 Franken im Jahre 1914 etwas anderes bedeuteten als im Jahre 1928.

Eine nicht so sichtbare, aber dafür sehr tiefgreifende Dienstbotennot liegt in der Heimatlosigkeit. In diese hinein habe ich einst einen Blick getan bei einem krebserkrankten Knecht, der einen bedeutenden Spargroschen auf der Seite hatte.

In fünfundneunzig von hundert Fällen verzichtet der ländliche Dienstbote auf eine eigene Familie. Schon steht neben vielen Bauernhäusern die Autogarage, nicht aber das Logis für den verheirateten Knecht. Derselbe verbraucht seine Kraft im Dienste anderer, wird alt und schwach oder krank und arbeitsunfähig.

Ein bettlägeriger Meister ist immer noch Meister, weil er Gatte und Vater ist. Es gibt Fälle, wo ein Meister vom Siechbett aus die Fäden des Betriebs in Händen behält, oder wo alkoholranke Meister jahrzehntlang von einer tapferen Frau und flotten Kindern durchgetragen werden.

Ein Knecht aber ist nur Knecht, solange er Knecht ist. Das heisst, solange er schafft. Mit der Arbeitsunfähigkeit oder -untüchtigkeit hat er sofort auch seinen Beruf verloren, und keine eigene Familie ist da, die ihn hegt und trägt. Sein Leben hat den Sinn verloren. Er ist für nichts und niemand mehr da. In der Seele des ausgedienten Knechtes, auch wenn er im günstigsten Fall eigenes Vermögen hat, gähnt die qualvolle Leere der Familienlosigkeit.

Ich weiss, man könnte auch hier ebensoviel gegenteilige Fälle anführen, wo es gottlob nicht so schlimm steht. Aber diese beobachteten Einzelfälle sind schlimm genug und beleuchten blitzlichtartig eine grosse Not, die Dienstboten-

not der Dienstboten.

Ein Kapitel für sich sind die ländlichen Tagelöhner und Tagelöhnerinnen. Es scheint fast, als ob dieser Stand heute am Aussterben wäre. Der Meisterbauer geht mehr und mehr dazu über, die Stunden und Halbtage genau aufzuschreiben, so wie man sie in der Industrie und im Gewerbe berechnet.

Folgender Fall ist mir bekannt: Ein verheirateter Tagelöhner wurde im Heuet, am Morgen um halb 9 Uhr von einem Meister angefragt, ob er ihm nicht heute ein wenig aushelfen könnte? Er habe einige Fuder am Boden, und das Wetter schein ändern zu wollen. Der Mann trat an, arbeitete bis abends halb 9 Uhr, und erhielt bei der Abrechnung einen Dreiviertelstaglohn, mit der durchaus korrekten Bemerkung, der bäuerliche Tag fange im Heuet um 4 Uhr an, und nicht erst um halb 9 Uhr.

Aber der Tagelöhner kann dabei nicht bestehen. Vor allem in regenreichen Sommern ist er elend dran, weil er immer häufiger nur an den Tagen angestellt wird, da die Arbeit läuft. Läuft sie nicht, dann "darf" er daheim bleiben. Der Betrieb ist zu wenig rentabel, als dass man Kräfte, die man nicht voll beschäftigen kann, voll belohnen könnte.

In der Zwischenzeit ist der Tagelöhner arbeitslos. Diese ländliche, diese verborgene Arbeitslosigkeit, von der niemand spricht, kann man besonders in den Regensommern häufig beobachten. Sie führt zum langsamen Verschwinden des Tagelöhnerstandes oder, wenn das nicht möglich ist, zu einer Anzahl von Hausvätern in jedem Dorf, die begreiflicherweise sehr empfänglich sein werden für die Theorien Moskaus.

Zwei Zufriedene

Lukas 7,1-10; 1. Mose 24; Joel 3,1-2

Den Weg aus der Dienstbotennot heraus zeigt uns die Heilige Schrift. Sie ist Feindin aller Theorie. Sie legt den Finger auf die Praxis, die jeder, sei er Meister oder Knecht, auf seinem Posten üben soll. Sie ist auch in dieser Einzelfrage des Alltags "Der Weg, die Wahrheit und das Leben." Darum ist sie schon ein zweischneidig Schwert genannt worden, weil sie in solchen Streitfragen mitten durch nach beiden Seiten schneidet.

Deutlich wird das bei den so genannten "Haustafeln". Da mahnt Paulus auf beide Seiten hin: "Ihr Knechte, seid gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren!" Aber sofort folgt daran anschliessend, man kann kaum atmen zwischen den beiden Sätzen: "Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten!"

Darum geht es nicht an, die Bibel zu einem Lehrbuch des politischen Kommunismus machen zu wollen, wie das etwa geschieht, oder gar sie anzurufen für die Beibehaltung der Sklaverei, was auch geschah von Seiten einer fromm sein wollenden Herrscherkaste.

Statt eine Herren- oder Rebellentheorie aus der Bibel abzuleiten, wollen wir versuchen, an zwei lebendigen Beispielen uns vor Augen zu führen, was ein Meister ist und was ein Knecht.

Ein Meister nach Gottes Herzen ist jener römische Hauptmann, von dem uns Jesus erzählt. Sein Knecht ist krank. Der Hauptmann bittet und hält bei Jesus an, er solle doch kommen und den Knecht gesund machen. Er ist um seinen Dienstboten bekümmert, als wäre der sein einziger Sohn oder liebster Bruder. Dieser Meister sieht in seinem Knecht nicht eine Werkmaschine, die man schmiert und sie läuft, oder gar einen Automaten, den man mit harten Batzen

füttert, um eine Gegenleistung von ihm herauszubekommen. Nein, er schenkt seinem Knecht etwas, das in keinem Arbeitsvertrag geschrieben steht, das mehr ist als Goldeswert, etwas, nach dem so manche Dienstbotenseele vergeblich Ausschau hält landauf, landab: Verständnis, Freundschaft, Liebe.

Wer unter euch Meistersleuten guten Willens ist, etwas Durchgreifendes zu tun zur Wiedererweckung des guten alten Dienstbotenstandes, der folge dem römischen Hauptmann nach und behandle seinen Knecht also.

Der kranke Knecht dieses guten Meisters da mutet mich an wie ein trauriges Sinnbild unseres heutigen kranken Dienstbotenstandes. O ihr Meistersleute, euer Knecht, eure Dienstbotenverhältnisse kränkeln. Geht für den Knecht des zwanzigsten Jahrhunderts zum Doktor. Aber zum rechten! Nicht zum Kurpfuscher! Es ist hohe Zeit. Er wird sonst noch kränker und stirbt euch schliesslich ganz aus, der gesunde Dienstbotenstand!

Das Gegenbild zu diesem Meister, der für seinen Knecht bittet, haben wir im Alten Testament in einem Knecht, der für seinen Meister bittet. Er ist euch allen bekannt, jener herrliche Knecht nach Gottes Herzen. Ich meine Elieser.

Abraham, sein Meister, hat ihm das grösste Vertrauen geschenkt, das man einem anderen Menschen nur schenken kann. Elieser wird mit der Aufgabe betraut, für den einzigen Meisterssohn eine Frau zu suchen. Das Herz blutet einem, wenn man an die vielen Meistersleute denkt, die ihre Kleinen ängstlich vor den Redensarten der Knechte in acht nehmen müssen.

Wir sehen Elieser am Brunnen vor dem Tor der fremden Stadt. Sein Mund bewegt sich und sein Herz betet: "Herr, begegne mir heute, und tue Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham."

Ein Knecht betet für seinen Meister — er ist das ewige Urbild eines Knechts. Er denkt mit des Meisters Kopf, er fühlt mit dem Herzen seines Brotherrn.

Ein Knecht, der für den Meister betet, der besorgt auch des Meisters Stall mit einer Hingabe, als wär's sein eigener. Der pflügt das fremde Feld mit einer Sorgfalt, als gehörte die Ernte ihm.

Ihr Dienstboten, wollt ihr etwas Durchgreifendes tun für eure Meistersleute, dann tut, was Elieser tat. Die Meistersleute des zwanzigsten Jahrhunderts haben's bitter nötig, dass jemand für sie betet. Wirtschaftliche Not drückt sie, und geistige Verarmung droht ihnen. Der Meisterstand ist nicht weniger krank als der Dienstbotenstand.

Knechte, betet für den kränkelnden Meister! Es ist hohe Zeit. Er wird sonst noch kränker und stirbt euch schliesslich ganz aus, der gesunde Meisterstand des Landes!

Einander lieben mit der Liebe dieses Meisters und dieses Knechtes. Diese Liebe weist hin auf die Hilfe für die heutige Dienstbotennot. Aber unsere menschliche Liebe kann ja nur Hinweis sein. Die Hilfe selber, die Hilfe in aller Erdennot, hat ihren Ursprung nicht in der liebenden Menschenbrust, sondern im gütigen Schoss des Allmächtigen.

Darum kann ich eine andere Stelle der Heiligen Schrift stets nur mit Sehnsucht und Ergriffenheit lesen. Sie redet von der Hilfe und lautet:

"Ich will meinen Geist ausgiessen über alles Fleisch und eure Söhne und Töchter sollen weissagen. Eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen. Auch will ich zur selben Zeit über Knechte und Mägde meinen Geist ausgiessen."

Dienstbotenprämierungen, wie das schöne Wort im Volks-

mund heisst, Fachschulen und Parteiorganisationen - ich will sie nicht vernütigen (als wertlos bezeichnen); sie tun den Dienst, bis dass das Vollkommenere kommt; aber helfen, durchgreifend helfen und erlösen kann nur:

Ein neuer, göttlicher Geist bei Bauernvätern und Müttern.

Ein neuer, göttlicher Geist bei Bauernsöhnen und Töchtern.

Ein neuer, göttlicher Geist bei Bauernknechten und Mägden.

Ein Pfingsten "über alles Fleisch".

Das Brot

1 Korinther 11,17-34

Nachbars Hund ist der gutmütigste Kerl von der Welt. Von den Kindern lässt er sich Grobheiten gefallen. Aber eins duldet er nicht: Wenn man ihm die Fressschüssel wegziehen will, solange er 's Maul drin hat. Die Fressschüssel ist seine schwache Seite. Bei der Fressschüssel hört sein Spass auf. Da wird der Gutmütige rasend und zeigt die Zähne.

Es hat mir ein erfahrener Bauer gesagt, in Geldsachen und Existenzfragen höre die Freundschaft, ja sogar die Verwandtschaft auf im Dorf. Der Kampf ums Brot kann Mutter und Tochter, Vater und Sohn, Bruder und Bruder, Freund und Freund, Nachbar und Nachbar, Bürger und Bürger trennen. Die Brotfrage kann Schranken zwischen uns aufrichten, Schranken, die dicker sind als die eichenen zwischen zwei futterneidigen Tieren im Rossstall.

Die Brotfrage ist auch an uns Menschen die schwache Seite. Da hört auch unser Spass auf, da werden auch sonst gutmütige Menschen rasend und zeigen die Zähne. Im Zeichen des Brotes regen sich die niederen Gedanken und tierischen Instinkte, die in unserer Brust schlummern. So ist das Brot ein überaus trauriges Zeichen und Sinnbild der Zwietracht, ein Symbol des Verwandtenhaders, des Nachbarnstreits, des Klassenkampfes, des Bürgerzwists und des Völkerkrieges.

Unser Meister kennt gar wohl die Bedeutung des Brotes. Er weiss, der Mensch lebt vom Brot, wenn auch nicht vom Brot allein. Er weiss, das Brot ist die schöpfungsgemässe, darum selbstverständliche Voraussetzung unseres Daseins. Der bedeutendste Theologe der Gegenwart, Adolf Schlatter, hat zwar einmal das Wort gesagt: "Mit Gott kann ich fröhlich verhungern." Ein freies und stolzes Wort. Wer so frei ist von allem Irdischen, der spreche es nach. Nur

wollen wir uns davor hüten, das "fröhliche Verhungern" anderen zuzumuten, während wir uns satt essen. Christus wäre auch imstande gewesen, fröhlich zu verhungern. Aber er hat das Experiment an keinem Menschen probiert. Er hat im Gegenteil sehr darauf gehalten, seinen Nächsten nie nur Sprüche zu servieren, sondern mit der grössten Gewissenhaftigkeit auch Brot.

Das jüdische Hausvateramt des Brotbrechens hat der Meister regelmässig an seinen Jüngern geübt. So regelmässig, dass er sie am Ende ihres Zusammenseins fragt: "Habt ihr auch je Mangel gehabt?" Sie antworten: "Niemals." Wenn seine Rede einmal so lang wird, dass den Hörern die Mägen knurren, dann denkt der Meister nicht: Sie haben nun Gott und können fröhlich verhungern, sondern er sorgt ihnen für Brot. Ja, selbst der auferstandene Herr denkt dort am See Genezareth nicht, er schwebe jetzt in höheren Sphären und habe sich infolgedessen um irdische Dinge nicht mehr zu kümmern, sondern seine allererste Frage an die Jünger lautet: "Kinder, habt ihr nichts zu essen?"

So wichtig ist dem Meister das tägliche Brot, dass er die Seinen darum beten lehrt. Aber eben beten! Beten, nicht kämpfen. In der Fluchwelt ist das Brot Gegenstand des Kampfes, in der Christuswelt Gegenstand des Gebets. Das tägliche Brotbrechen für die Jünger war für Jesus eine tägliche Bitte und ein täglicher Dank. Mit dem Brotbrechen verband er nur heilige Gedanken. Seine geheiligte Art, mit Brot umzugehen, hat sich den Jüngern so tief eingepägt, dass sie später den Auferstandenen just in dem Moment erkennen, da er ihnen das Brot bricht auf dem Weg nach Emmaus.

Schliesslich hat Christus in der Stiftung des Abendmahls das Brot zum Erinnerungszeichen an ihn gemacht. Jedesmal, wenn von nun an seine Jünger das tägliche Brot brechen, sollen sie dadurch an den Meister erinnert werden;

an seine Worte alle, an seine Taten und — an seine Erlöser-tat am Kreuz. Wir hören und staunen: Ausgerechnet das Brot, an dem durch die Jahrtausende herauf so unendlich viel Hass und Neid und Blut klebt, ausgerechnet dieser "heikle Punkt", der die Menschen trennt, ausgerechnet das Brot soll die Völker an Jesus Christus erinnern. Das Zeichen und Sinnbild der Zwietracht hat der Herr aller Zeiten zu einem Zeichen und Sinnbild der doppelten Versöhnung eingesetzt, der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Jesu Blut, und der Versöhnung des Menschen mit seinem Bruder.

Wir essen in unseren Dörfern herum noch achtmal im Jahr von diesem Erinnerungsbrot. Es ist ein Brot wie ein anderes. Der Bäcker macht's und bringt's. Schon die Tatsache an sich kommt uns vor wie ein Wunder, dass da Menschen an einem Ort zusammenkommen, und alle von ein und demselben Brot essen.

Diese acht "Friedensbrote" sind ein Zeichen der Christus-welt. So wie wir diese acht Brote essen, im Glauben versöhnt mit Gott, und in der Liebe versöhnt mit dem Bruder, so sollten wir immer mehr all unser täglich Brot essen. Der Abendmahlstisch ist im Glauben der Ort der geschehenen Versöhnung. So wie wir um ihn herum uns versammeln, so sollten wir immer mehr um alle Tische herum uns versammeln, ja, auch um die grünen Tische herum, an denen die Zoll- und Handelsabkommen geschlossen werden, an denen es ums Brot der Völker geht.

Das Geheimnis einer Liebe

Psalm 104

Der Bauer, bei dem ich als Schulbub und zum Teil noch als Gymnasiast manchen Sommer hindurch gearbeitet habe, ist nun alt geworden und unfähig, seiner dreissig Jucharten (1Jucharte = 3600m²) Meister zu werden. Kinder hat er nicht. Verwandte und Freunde liegen ihm in den Ohren, er solle sein Land doch versteigern und dann privatisieren. Er habe es wohl verdient.

Wie oft haben Fritz und Marei schon vor zehn Jahren vom Versteigern gesprochen! Anno 10 und Anno 11 schon haben sie den Gedanken in allem Ernst erwogen. Zu der katastrophalen Nässe von 1910 war die ebenso grosse Dürre von 1911 gekommen, und dazu war gerade in jenen zwei Jahren allerlei Ungutes im Stall. Solche Jahre machen müde, besonders wenn der Lebenstag zur Neige geht, und am Baum die Blätter gilben.

Aber Fritz und Marei haben ihr Land von da an noch manches Jahr bebaut. Natürlich nicht nach den Regeln intensiver Bewirtschaftung. Dazu reichten die Kräfte nicht mehr. Wenn aber ein Junger, der eben von der Rütli kam, ihnen einen Vortrag hielt darüber, wie viel mehr aus diesem Heimet herauszuschlagen wäre, dann sagte Fritz nur: "Muss niemand mich mein Heimet kennen lernen." Und Marei unterstützte ihn: "Man muss der Freude auch etwas rechnen; hätten wir in unserem Leben nur auf die Rendite geschaut, wir wären nicht so alt worden auf unserem Gut." Und immer wieder blieb's beim Alten. Ich kam an die Universität. Fritz und Marei bauerten immer noch. Schon neigten sich meine Studien dem Ende zu, da las ich einst, es war in den Herbstferien und ich arbeitete aufs Schlussexamen, da las ich im Anzeiger die Ausschreibung einer freiwilligen Landsteigerung. Und wie ich näher

zusehe — ist's möglich? Fritz und Marei halten Steigerung am nächsten Mittwochnachmittag von 2 Uhr an.

Und der Mittwoch kam. Meine Examenarbeit drängte. Aber an jenem Mittwoch konnte ich nicht arbeiten. Etwas zog mich hinüber ins Wirtshaus, ein Ichweissnichts. Es war mir, als würde im Dorf einer vom gleichen Jahrgang beerdigt. Da musste ich auch dabei sein.

In einer stillen Zuschauerecke im Wirtshaus hatte ich Gelegenheit, Fritz und Marei zu beobachten. Sie haben's ja nicht zeigen wollen — aber wer sie kannte, der sah gar wohl, wie weh es ihnen tat. Schon als Marei mich grüsste, sagte es: "Gell, jetzt hat's sein müssen!" Fritz aber sah mir nicht in die Augen. Jedesmal, wenn wieder eines der Stücke an einen Käufer übergang, wurden die beiden stiller. Es war keinem von ihnen gleichgültig, an wen die Matten und Äcker abgingen. Sagte der Weibel: "Und zum — Dritten — und Allerletzten!" dann schaute Fritz sich jeweilen um nach dem neuen Besitzer und sah ihn an, wie eine Mutter den anschaut, dem sie ihr Kind anvertraut.

's ist etwas Eigenes um dies Verwachsenheit mit der Scholle, die uns trug und duldete von Kindesbeinen auf. Etwas, das zum Schönsten und Geheimnisvollsten gehört in den mannigfach verborgenen Freuden unseres Bauernlebens.

Am Abend nach jener Steigerung konnte ich lange nicht einschlafen. Ich grübelte dem Geheimnis jener seltsamen Liebe nach, die zwischen Mensch und Erde entstehen kann.

Waren nicht mir selber jene Äcker, obschon sie doch nicht mir gehörten, lieb? Und warum diese Liebe? Ich hatte darauf geschafft, und jedes einzelne Stück hatte für mich seine ganz besondere Vergangenheit und Geschichte.

Da war eine Matte am Berg droben, die "Haselmatt". Rings von Haselstauden umgeben. Wie manchem springenden

Häslein haben wir da nachgeschaut beim Morgengrasen! Den Stauden entlang im feuchten Moos wuchsen die schönsten Erdbeeren. Vorn auf der Matte standen drei alte Apfelbäume. Sie trugen nie viel. Aber am mittleren wuchsen mildsaure, frühe Roggenäpfel. Die Sense durfte hier nie dünn gedengelt (Schneide schärfen und härten durch hämmern) sein, von wegen der harten Luzernenstauden. Jenen Riemen mitten durch haben wir vor Jahren einmal aufgebrochen und dabei an einem Stein den Pflug verstreckt. Ja, der grosse wilde Fuchs (Pferd) lief damals "vonderhand" (links im Gespann), der mich mit seiner breiten Brust beim Wenden oft fast überrannte. Fritz hat ihn dann dem Langenthalmüller um achtundachtzig Napoleon verkauft. Hafer hat's zwei Jahre später auf der Haselmatt gegeben, so hoch und so mastig, wie man weit und breit keinen sah jenes Jahr. Der welsche Saisonarbeiter, der "Scholido", wie wir ihm sagten, hat ihn noch mähen helfen; der mit den nervigen Armen, der Mahden schlug, dass es mir beim Aufheben immer ein wenig davor graute. Im Winter drauf ist dann ein Leidzirkular gekommen und dabei ein Brieflein. "Scholido" könne jetzt nicht mehr in den Heuet und in die Ernte kommen; beim Holzfällen im Jura habe ihn eine stürzende Tanne mit dem Wipfel erfasst. Er sei auf der Stelle tot gewesen.

Eine andere Matte lag draussen auf der "Wytti", zu äusserst an der Gemeindegrenzung. 's war ein langer, schmaler Riemen und hatte den seltsamen Namen "Hundsrügg" (Hunderücken).

Auf dem unteren Drittel, der etwas breiter war als der obere Teil, stand eine grosse Erlenstaude. Ein gutes Erkenntniszeichen für ortsunkundige Mäher.

Wie oft haben wir den Schatten dieser Staude aufgesucht zum Mittagessen oder Zimmis (Zwischenverpflegung nachmittags), und nachher einen Augenblick im kühlen

Moos und in den mageren Schmalen ausgeruht und geplaudert! Dort haben einmal die Mäuse alles gefressen; ein andermal war's so nass, dass wir mit dem Heufuder stecken blieben und ausleerten. Einst, als wir dort mähten, schwebte gerade ein Flieger übers Aaretal. Der erste, den das damals siebzigjährige Marei sah. Und Anno 1914 liessen wir das Emd (zweiter Grasschnitt) überhaupt ungemäht, weil der "Zug" (die Pferde) im Militärdienst war und die Matte gar weit weg...

So zog an jenem Abend nach der Steigerung Matte um Matte an meinem Geist und Gedächtnis vorüber. Und jede erzählte mir die Geschichte, die ich mit ihr erlebt, und immer noch dünkte mich, sie hätten noch lang nicht alles erzählt, bis ich schliesslich darob einschlief und träumte.

Damals ging mir das Geheimnis der Liebe zur Scholle auf. Ich musste mir sagen: Wie viel mehr haben Marei und Fritz mit ihren Matten erlebt in den langen, langen Jahrzehnten, da sie darauf arbeiteten! Jede dieser Matten könnte den beiden ein ganzes Buch erzählen.

Diese gemeinsame Geschichte ist's, die uns Menschen den Erdboden lieb macht. Auch die unwerteste Matte kann einem schliesslich werden wie ein Kamerad, mit dem man lebenslang Freud und Leid geteilt hat.

Marei ist heute gestorben. Fritz aber, der zehn Jahre jüngere, lebt noch. Und er ist zur Stunde noch nicht getrennt von seinen Äckern. Immer noch geht er, wenn's das Wetter und die Gicht erlauben, am Sonntag über Feld, sucht sie auf, einen nach dem anderen, die Freunde seiner Jugend und grüsst sie, wie man Kameraden grüsst, und schüttelt etwa den Kopf, wenn ihm etwas darauf missfällt.

Wie gütig ist der Schöpfer, der uns eine solch schöne Erde gab, uns zu ernähren und zu tragen! Und wie wenig denken wir oft daran!

Herbst

Beim Klang der Herdenglocken

Johannes 10,1-15

Jetzt wird's Herbst. Über Berg und Tal bimmeln Herdenglocken. Sie bimmeln hell und tief. Die gefleckten Kühe schimmern durch die Büsche. Dort am Waldsaum schaukeln zwei Hüterbuben an einem biegsamen Buchenstämmchen. Ab und zu tönt ein Jauchzer weit hinaus auf den See. Der einzige Misston ist der Schrei des Hühnervogels, der bedrohlich seine Kreise zieht, hoch über dem Gehöft.

Erinnerungen tauchen auf, helle und dunkle, wie die hohen und tiefen Glockentöne da, Erinnerungen aus der eigenen Hüterbubenzeit. Wie haben wir uns Herbst für Herbst gefreut, wenn der Tag herankam, da es hiess: "Morgen stellen wir das Gras ein!" Dann eilten wir auf den Estrich, wo die Kuhglocken an einer Stange hingen; ich kannte von einer jeden den besonderen Klang. Die Spinnweben wurden abgebürstet, die staubigen Riemen gewischt und gegläntzt. Nach ein paar Probefahrten, wenn die stallgewohnten Tiere ihren ersten Übermut gekühlt hatten, durften wir die Schellen anschnallen, und hinaus ging's, die neu gekaufte Geissel in der Rechten und unterm linken Arm den Regensack und das Säcklein mit Brot und Birnen. Wie manchen Morgen und Abend habe ich in meiner Jugendzeit draussen zugebracht, auf der weiten Weide, redete halbstundenlang mit den Lieblingstieren, streichelte die zutraulichen, wehrte den wilden, die immer wieder schlau gegen des Nachbars Krautacker hinüberhielten, um im ersten unbewachten Augenblick einige Mäuler voll zu erwischen von dem fremden Gut!

Am Abend aber, wenn die letzten Sonnenstrahlen schräg über die Felder blitzten und wenn die ersten Abendnebelchen sich sammelten, dann ging es heim zu, die Tiere voll gefressen und mit gespanntem Euter, und ich hinterher voll

Glück und Feierabendfrieden.

Aber dann gab's auch schwere Tage voll Angst und Not. Ja, damals, als die ganze Herde in ein Wespennest geriet, und als die gestochenen Tiere mit hocherhobenen Schwänzen wie wahnsinnig heim zu rannten! Und damals, als das prächtigste Tier, das in zwei Wochen an die Viehschau sollte, der Stolz des Besitzers, mit dem er hätte Staat machen können, als dies Unglücksbiest im Kampf mit einer Rivalin das rechte Horn abstiess und nur noch den schwarzblutigen Stummel heimbrachte, da trat ich mit Furcht und Beben dem Meister unter die Augen, als er mich zornfunkelnd anschnaubte: "Was ist da gegangen?" Und damals! Ein dünner Nordwind zog durchs Tal, das rasch gewachsene Gras war fast ein wenig welk, da fiel mir auf der Heimfahrt ein hoch tragend Rind gebläht auf die Strasse und musste vor meinen Augen gestochen werden. Ungeahnte Freuden, aber auch Schrecken und Todesängste kann man ausstehen um die anvertrauten Häupter beim Weiden im Herbst. Wenn schon der kleine Hirte einer kleinen Viehherde so viel Freud und Leid erleben kann, was muss da erst jener grosse Hirte erleben und erdulden, der jahraus, jahrein jene andere Herde zu hüten hat, jene Herde von achtzehnhundert Millionen Menschenkindern!

Aber diese Herde des ewigen Hirten besteht doch wenigstens aus vernünftigen Kreaturen, die wissen, was sie tun! Die hornen sich nicht (stossen sich nicht die Hörner), bis sie blutige Köpfe haben; die lassen Nachbars Krautacker wenigstens in Ruh; die füllen nicht in Unvernunft den Bauch, bis dass sie auf der Strasse umfallen!

Das sollte man meinen. Aber so ist es nicht. Im vergangenen Krieg hat sich Gottes Herde gehornt, bis dass über zehn Millionen Menschen tot am Boden lagen. Der Zug zu Nachbars Krautplätz (Krautacker) ist unheimlich gross, und mancher wankt spät in der Nacht vom Wirtshaus heim zu

wie ein geblähtes Rind.

Die Schrecken und Todesängste des ewigen Hirten um diese seine Herde sind unsagbar. Er ist nicht Mietling. Die Angst und Not der Herde ist seine Angst und Not. Und schliesslich setzt er sein Leben ein für seine Herde.

Der Hirt

Lukas 15,3-7

Eins von Hunderten läuft davon und kommt nicht wieder. Hirten-Missgeschick. Selbstverständlich kann der Mann nicht die ganze übrige Herde in der Wüste sich selber überlassen, und dem einen Verirrten nachlaufen. In seiner Abwesenheit entstünde grösserer Schaden. Was hätte er dann davon! Darum lässt er das eine laufen wo es läuft, und bleibt bei der Herde. — So denkt und so handelt die Vernunft.

Aber der Hirte da, von dem unser Meister redet, denkt und handelt anders; nicht nach gewöhnlicher Hirten Art. Sowie der von dem einen Verirrten weiss, ist gleichsam seine ganze Person von dem Verlorenen in Beschlag genommen. Das Gefährdete retten! Dieser eine Gedanke hat sich wie ein Bann auf ihn gelegt, der ihn nicht mehr loslässt. Schliesslich eilt er von den neunundneunzig weg, hinter dem einen nach. Sonderbar! Kein Bauer würde einem solchen Hirten seine Herde anvertrauen. Was der da tut, ist zum mindesten unvorsichtig. — So urteilt die Vernunft.

Aber, was es weiter von diesem Hirten da heisst, klingt noch befremdlicher. Ein Normalhirte, dem sonst ein Stück verloren geht, ärgert sich ein wenig über das "dumme Vieh", dass es nicht besser acht gab und ihn zu Schaden brachte. Der Besitz der ganzen übrigen Herde aber tröstet ihn schliesslich über das eine Verlorene hinweg. Vom Hirten aber, der das Verlorene sucht, bis dass er's hat, heisst es, er freue sich mehr über das eine Wiedergefundene, als über die ganze übrige Herde. Dazu kann ein wirtschaftlich denkender Mensch nur mehr den Kopf schütteln.

Das Geheimnis dieses sonderbaren Hirten da besteht darin, dass er seine Schafe nicht nach ihrem volkswirtschaftlichen Wert einschätzt, nicht nach dem Preis, den sie jetzt gerade

auf dem Viehmarkt gelten würden. Das eine, das ihm davongelaufen ist, wäre sehr wahrscheinlich das Nichtsnutzigste, und auf dem Markt das Untauglichste und Unwerteste. Wenn's auf den Marktwert ankäme, dann könnte er's leicht verschmerzen. Dann wären ihm tatsächlich die neunundneunzig anderen neunundneunzig mal mehr wert. Aber so rechnet dieser Hirte da gar nicht. Für ihn ist das eine jetzt gerade darum das Nächste und Liebste, weil's das Ärmste ist von allen. Hier entscheidet nicht die Vernunft, sondern die Liebe.

Dies Gleichnis zeigt uns zwei Welten.

Da ist einmal die Welt, die nach dem Nutzwert fragt, die Welt, die nach dem Franken rechnet und mit dem Meter misst und mit dem Zentner wägt. Das ist unsere Welt, von der es furchtbar wahr heisst, das Geld, die Zahl regiere sie. In dieser unserer Welt des Geldes und der Zahl ist das Schaf so viel wert als es nützt. Aber, und diese Erkenntnis ist beschämend und beunruhigend — nicht nur das Schaf oder ein anderes Vieh, sondern auch der Mensch ist da so viel wert als er nützt. Hier wird der Mensch mit genau gleichen Augen angeschaut wie die Viehware auf dem Markt, die man auf ihre Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit hin schätzt. Ist in dieser Welt der Mensch nicht mehr tüchtig, dann wird er abgetan.

Wie sehr die Welt des nackten Nutzens heute herrscht, mag jeder, der gewohnt ist, den Leuten auf den Mund zu schauen, in gewissen Gegenden unseres Landes Tag für Tag hören, so dass ich annehmen muss, dass es sich hier um eine jener Formulierungen handelt, die der Volksmund bildet. Ein Erwerbsloser klagt: "Man hat uns entlassen, sieben Stück miteinander." Ein Unternehmer rühmt: "Ich hatte den ganzen Winter Arbeit und ich beschäftigte regelmässig achtzehn Stück." In einem Studierzimmer entspinnt sich folgendes Zwiegespräch: "Wie viel Kinder

haben Sie denn?" "Drei Stück, Herr Pfarrer." Stück! genau der Ausdruck, den in weiten Gegenden unseres Ländchens der Bauer aufs Vieh anwendet. —

Man mag einwenden, das sei ein Ausdruck der Strasse und der ungebildeten Rede. Gewiss. Aber die Sprache der Strasse ist viel sagend darum, weil sie ehrlich ist. Sie ist der ungehemmte Ausdruck dessen, was in den Untergründen eines Volkes vor sich geht, auch bei denen vor sich geht, die mit gepflegterer Rede ihre Denkart zu meistern verstehen. Wo aber der Mensch ein Stück geworden ist, da wird unseres Meisters Rede vom verlorenen Schaf nicht mehr begriffen.

In der Welt Gottes aber, die uns durch Jesus Christus entgegentritt, hat jeder Mensch, schon weil er Mensch ist, einen Wert, der unsere sämtlichen Meterstäbe und Gewichtsteine und Zahlenreihen übersteigt. Der Meister sagt: Wenn ihr die ganze Welt mit all ihren Reichtümern auf eine Wagschale legtet und die Seele eines einzigen Menschen auf die andere Wagschale, dann wäre diese eine Menschenseele noch immer gewichtiger. Auch dann, wenn es die Seele eines Vaganten ist, auch dann, wenn es die Seele eines unproduktiven Kindes oder eines kraftlosen Alten oder eines hilflosen Kranken wäre, auch dann, wenn es die Seelen von Menschen sind, die für die Volkswirtschaft von geringer Bedeutung wären, oder gar hinderlich und schädlich. Für Christus ist der Mensch nicht ein Stück, sondern das Geschöpf des Vaters und dessen Kind.

Ein verlorener Mensch bedeutet darum im Munde Jesu nicht ein verlorenes Stück, das man durch ein Ersatz-Stück leicht ergänzen kann, und über dessen Verlust man einfach zur Tagesordnung weiter schreitet, sondern ein verlorener Bruder, eine verlorene Schwester, ein verlorenes Kind des einen Vaters im Himmel.

Darum, weil unser Meister weiss, was Verlorensein heisst,

darum ist sein Wort die Botschaft von der Errettung, und darum ist seine Tat die Tat des Erretters. Darum sein heiliges Suchen, darum sein unverdrossenes Laufen nach dem, was verloren ist. Darum ist er dort auf dem Plan, wo es Verlorene gibt. So wie Feuerwehr und Brandstätte, so wie Sanität und Unglücksstelle, so wie Arzt und Krankbett, so gehören Jesus und die Verlorenen zusammen.

Es ist wohl nicht so ganz von ungefähr, dass das erste Bild, das man von Christus zu malen wagte, es stammt aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts und ist gefunden worden in den Kalixtkatakomben in Rom, dass dieses erste Christusbild Jesus darstellt als den guten Hirten, der das verlorene Schaf auf den Schultern trägt.

Das ist das Unwiderstehliche an der ersten Christengemeinde. Sie glaubt an Christus den Retter. Diese Männer und Frauen, an die die Botschaft vom Gekreuzigten und Auferstandenen und Wiederkommenden ergangen ist, die wissen sich als Gerettete und als Gefundene. Darum die strahlende Freude, darum der machtvolle Dank. Dies Wissen um die Rettung und um den Retter macht jene Scharen froh und fähig zum Zeugnis bis in den Tod.

Das Schaf

Matthäus 9,36

Es gibt eine Poesie des Schafes. Das scheint uns verdächtig; denn was zur Poesie wird, wird leicht nicht mehr für voll genommen. Das trifft beim Schaf zu. Der Bauer betrachtet es nicht als vollwertiges Haustier. Der Grossviehherde sind etwa ein paar Schafe zur Zierde noch angegliedert, oder der heranwachsende Bub darf sich ein Schaf halten zum Spiel und zum Anlernen, und wo auf Gottes Erde irgendwo in der weiten Welt der Boden noch so billig ist, dass man nicht "intensive Landwirtschaft" treibt, da hat's noch Schafherden. Wie der Bauer das Schaf einschätzt, wird klar aus einem Sprüchlein, das mir einst eine weisshaarige Bäuerin sagte:

"Imben und Schaf
lieg nieder und schlaf,
aber nit z'lang,
dass dir der Profit nit vergang!"

Bei uns sieht man sie selten mehr, die Schafherden mit den Hirten. Der Boden ist zu teuer. Vor zwanzig Jahren hatte ich einige Male das seltene Glück, aus allernächster Nähe Schafherden, die nach Hunderten zählten, weiden zu sehen. Was mir an den Tierchen auffiel, das war ihre fabelhafte Lenksamkeit. Der Hirte mit dem Stab in der Hand kam mir vor wie eine Art Zauberer. Ein einziger Pfiff, und in wenig Minuten hatte der Appenzeller Schäferhund das vielhundertköpfige Volk beisammen. Als Hüterbub einer widerpenstigen Grossviehherde war's damals mein heisser Wunsch, einst zum Schäfer zu avancieren. Der zweite "Charakterzug", der mir am Schaf auffiel, war dessen Anlehnsbedürfnis. Wo einem Tier die geringste Gefahr entgegentrat, da flüchtete es eiligst zur Herde hin. Das enge Zusammensein, Kopf an Kopf und Seite an Seite, jenes

Unaussprechliche, das eben eine Herde ist, schien ihnen ein geheimnisvoller Schutz zu sein. Wo eins aus Unachtsamkeit von der Herde abgeschnitten wurde, da fing es an zu zittern, verlor den Kopf und rannte wie verrückt umher. Wir fangen an zu ahnen, was das heisst: "Schafe, die keinen Hirten haben", und welch einen Grad der Verlorenheit und Verelendung dieser Ausdruck auf ein Volk angewandt im Munde unseres Herrn bezeichnet. —

Hirten, die keine sind

Matthäus 23

Das Volk Israel hat ja Hirten. Die starke Hand, ja, die eiserne Faust, hat diesem Volk nicht gefehlt. Der römische Adler kreist wachsamem Auges über den Dörfern und Flecken. Mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Nacken geht der Israelite seinen Weg.

Diesem weltlichen Regiment entspricht durchaus das geistliche. Nicht nur der Leib dieses Volkes ist geduckt und gekrümmt, auch die Seele steht unter Druck. Wenn je ein Volk geistlich überwacht und religiös beaufsichtigt war, dann war's dieses. Eine raffiniertere Kontrolle über die Seelen lässt sich kaum denken als diejenige war, die das Kirchenregiment Jerusalems ausübte. Auf Schritt und Tritt weiss sich der Israelite beobachtet; an der Arbeit draussen auf dem Feld und drinnen in der Werkstatt; Nahrung, Kleidung und Wohnung, Almosen, Fasten und Gebet; es gibt schlechterdings kein noch so intimes Lebensgebiet, das sich der Gewissensschnüffelei der Priester und Schriftgelehrten entzogen hätte.

Aber der ist ein schlechter Hirt, der meint, dadurch, dass er die Herde hütet, sei's getan. Nicht hüten nur, weiden soll er seine Herde, sie zur grünen Weide führen und zur frischen Tränke. Und das versäumen die Hirten Israels. Sie hüten, aber sie weiden nicht. Sie drohen mit grossem Stock, sie wehren und umzäunen mit hohem Zaun das Volk, aber zu essen geben sie ihm nicht. Darum trifft Jesus dies Volk verschmachtet an.

O, es gibt nichts Widersinnigeres als eine Priesterherrschaft, die dem Volk das Brot, das es selber nötig hätte, aus der Hand frisst, und ihm stattdessen Steine gibt. Das Gericht, das je und je über solche Priestertümer hereinbricht, wenn der Krug voll ist, redet eine Sprache, die heute

laut an unsere Ohren donnert.

Gott selber hat nun einmal nicht viel übrig für diese Art Hirten, wie sehr sie auch in seinem Namen eifern. Wie Jesus denkt, darüber lässt er uns keinen Augenblick im Zweifel. Jene Kapitel, die der Kirche seiner Zeit und ihren geistlichen Führern gewidmet sind, gehören zum Schärfs-ten, was je in dieser Welt eine Feder schrieb und eine Zunge sprach. Man hört und staunt. — "Wie Schafe, die keinen Hirten haben!" Ein Volk, das an allen Strassenecken Hirten stehen hat!

Volk ohne Hirte

Matthäus 9,35-36

Gewiss, vor dem Meister sind alle Menschen gleich. In der Nähe seiner Herrlichkeit sind wir alle grau in grau. Und er redet in gleicher Liebe zum reichen Jüngling und vom armen Lazarus. Er stösst keinen Stand von sich. Auch den ihm widerwärtigsten nicht. Das zeigt uns die Tatsache, dass er immer wieder, vor allem im Anfang seiner Wirksamkeit, mit den geistlichen Führern seines Volkes anzubinden versucht. Aber fern liegt es ihm, die Unterschiede in der Verantwortlichkeit der einzelnen Stände zu verwischen. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Darum sein heiliger Zorn über die Führer, darum sein heiliges Jammern im Blick aufs so genannte "Am Haarez", was wörtlich heisst Landvolk, und was wir sinngemäss am besten mit Bauern- und Industrieproletariat übersetzen: "Da Jesus das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben."

"Da Jesus das Volk sah..." Jesus sah das Volk. Er kennt es von nah. Das zu wissen, ist wichtig. Man kann ja von einem weltfernen Schreibtisch aus übers Volk allerhand Schönes oder Wüstes schreiben. Man kann es idealisieren und vergöttern in der Hoffnung, es bezahle mit gleicher Münze zurück. Aber nichts steht dem Volk so schlecht an wie ein noch so modisch aufgeputzter Heiligenschein. Jesus kennt das Volk. Er ist nicht "Volksfreund" in dem Sinn, dass er blind ist für seine Mängel und ihm schmeichelt. Er hat das nicht nötig. Er ist frei von der Angst vor ungnädigen Wählerschaften.

Aber nun geschieht etwas Ungeheuerliches. Trotzdem Jesus die Verkehrtheiten unten wie oben sieht, klagt er die Oberen an und jammert ihn des Volkes, von dem er genau

weiss, dass es nicht besser ist als seine Führer. Dies Volk hat nicht Einblick in die grossen Zusammenhänge des wirtschaftlichen und politischen Geschehens. Es ist missleitet und verblendet, verblendet und getäuscht und angelogen, darum jammert ihn ihrer.

Unter dem Volk, das ihm auf seinen Gängen durch die Dörfer und Flecken begegnet, hat's unverschämt Freche, die masslos sind in ihren Ansprüchen und von Dank nichts wissen, die ihn am liebsten zum Empörerhüptling machten gegen die Pfaffen in Jerusalem und gegen Rom, weil sie voll Geist des Hasses und der Empörung sind. Jesus weiss das. Aber trotzdem: "Da er das Volk sah, jammerte ihn ihrer."

Jesus weiss, dass es selbstverschuldete Not gibt. Dass man die Arbeit scheuen kann, in Kleidung, Kost und Wohnung und Vergnügen über seine Verhältnisse leben kann. Und noch viel Schlimmeres weiss Jesus vom Volk. Er weiss überhaupt alles. Und dennoch: "Es jammerte ihn ihrer."

Und Jesus weiss schliesslich, dass dies Volk nicht durchwegs fromm ist. Die Gotteshausleute sind frömmere. Unter diesem Volk hat's bewusste Spötter und Gottlose, die erfüllt sind vom leidenschaftlichen Hass gegen die Kirche, deren Diener und gegen Gott. Und trotzdem, ja, vielleicht gerade deswegen: "jammerte ihn ihrer".

Jesus macht sich keine falschen Hoffnungen. Er hofft überhaupt nicht auf Menschen. Auch nicht auf diejenigen, auf die er noch zuerst gehofft hätte, aufs Volk. Er weiss warum. Er verlässt sich auf den Vater im Himmel, und sonst auf niemand. Ja, er weiss, dass ausgerechnet dies Volk einst entscheiden wird gegen ihn, sobald anderswoher vorteilhaftere Versprechungen gemacht werden. Sie werden rufen: "Kreuzige ihn!" Und werden's noch einmal und noch lauter rufen: "Kreuzige ihn!" Und werden's rasend brüllen und fordern: "Kreuzige ihn!" Jesus weiss

das. Und dennoch: "Da er das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren zerstreut und verschmachtet wie Schafe, die keinen Hirten haben."

O, wir braven Moralisten, die wir so rasch bereit sind, dem Volk das Sündenregister herunterzulesen, und nichts ist ja leichter als das; man braucht sie nicht lang zu suchen, die Sünden des Volkes; es kommt diesem Volk alles immer wieder aus. Man kann ihm so leicht nachrechnen und aufpassen. Die Wände von Wohnung zu Wohnung, ach, sie sind gar dünn in der Mietskaserne und in der Taunerhütte (einfache Behausung von Kleinstbauern), und sie haben Ohren... o, wir braven Moralisten, die wir so gut dem Volk sagen können, wie es nicht sei und wie es sein sollte, haben wir in unserer Behütetheit und Gesichertheit eine Ahnung, was das heisst: "verschmachtet und zerstreut"?

Ein Hirt und eine Herde

Psalm 23; Johannes 10,16; Matthäus 23,11

Aber wie? Ist das nicht eine Beleidigung, wenn unser Meister sein Volk vergleicht mit verschmachtetem und zerstreuten Schafen, die keinen Hirten haben? Gewiss! Wir müssen uns dessen klar bewusst sein, dass dieser Vergleich in den Ohren des modernen Menschen einen fatalen — nicht nur Nebenklang, — sondern Hauptklang hat. Das Schaf, dies halbwertige, lenksame und anlehnungsbedürftige Wesen, gehört zu den verachtetsten Vierbeinern unserer Tage. Ein "Schaf" ist niemand gern. Und "Schafskopf" ist der Inbegriff der Verächtlichkeit.

Die Halbwertigkeit des Schafes nähmen wir in Kauf. Wir sind ja ans Halbwertige gewöhnt. Aber die Lenksamkeit und das natürliche Anlehnungsbedürfnis, der Zug zur Herde hin ist's, der uns am Charakterbild dieses Geschöpfes besonders missfällt. Sich lenken und führen und behirten lassen, das war lange Zeit gar nicht nach unserem Geschmack. Und das Gehen in der Herde, Seite an Seite, Kopf an Kopf, war uns ebenso verächtlich.

Wir hielten's nach dem Wort: "Der Adler fliegt allein, die Krähe scharenweise." Wer wollte da nicht lieber Adler sein statt Krähe? Darum die Verachtung des Schafes, darum die Verspottung aller Herdentiere. Und darum bäumt sich in uns modernen Menschen etwas auf, sobald wir aus der Heiligen Schrift als Schaf oder Herde angeredet werden: "Danke schön! Bin Adler, bin Löwe; bin nicht Krähe, bin nicht Schaf."

Jetzt aber hat die Stunde geschlagen, da etwas ganz Sonderbares geschieht. Wir, die wir eine Zeitlang jedes Geführtwerden verachteten, gerade wir fangen wieder an, uns eifrig umzusehen nach Führern und nach Hirten. Wir Verächter der Herde blasen ängstlich zur Sammlung. Der

Schrei nach dem Führer ergeht in alle Lande, und die Sehnsucht nach richtigem Geführtwerden wächst von Jahr zu Jahr.

Dieser Schrei nach dem Führer ist gar begreiflich. Wir fangen eben an zu merken, dass unser Zusammenleben aufhört, sobald wir unser Adler- und Löwenideal zu verwirklichen beginnen. Adlern und Löwen ist wohl, solange sie Weite haben. Sie sind gar böse daran, sobald sie in grösserer Zahl beieinander wohnen müssen.

Die Sehnsucht nach Zusammenschluss und der Schrei nach dem Führer — ich weiss nicht, sollen wir zittern oder uns darüber freuen! — Falls Löwe Löwe, und Adler Adler zu bleiben gedenkt, falls wir uns als Löwen herden und als Adler scharen — weiss Gott, was dann noch werden mag. Löwenherden und Adlerscharen? Mit dem blossen Zusammenschluss um jeden Preis ist's eben nicht getan! Das ist die grosse Frage für einzelne und Völker, ob wir uns, so wie wir heute sind, unverändert eignen für eine neue Gemeinschaft?

Und auch nicht mit irgendeinem Führertum um jeden Preis ist uns geholfen. Das Volk Israel war einst reichlich mit Führern versorgt. Und dennoch findet der Meister dies Volk "verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben".

Bis jetzt meinten wir immer noch, es müsste ein Führer aus uns heraus hervorgehen und hervorwachsen, von unten her, so wie beim Weizenhalm ein Rohrschaft aus dem anderen steigt. Das war unsere Täuschung. Wir mussten immer wieder erkennen, dass diese Führer ja aus gleichem Material waren wie wir, und am gleichen Spittel krank: kaum droben, zeigte sich's. Wir müssen einsehen, dass wir kein gar fettes Mistbeet sind, aus dem geeignete Führer wachsen, und dass wir uns nicht an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen werden. So wie der Baumeister beim Fla-

schenzug zuerst oben, in der Höhe, ein Rad verankern muss, so muss unsere Führung irgendwie von oben her, aus der Höhe, einsetzen.

Aber, wenn Gott uns wieder führen soll, dann muss er's doch durch Menschen tun. Er tut's doch nicht mystisch aus der blauen Luft herab! Gewiss! Aber er ist's, der uns durch Menschen führt. Und nicht durch irgendwelche Menschen, sondern durch die Seinigen.

Wo aber ein Volk anfängt, seine Hilfe und sein Heil nicht mehr unten zu suchen, aus sich selber heraus, wo es anfängt, seine Knie zu beugen vor dem, der sich den "guten Hirten" nennt, da wird Gott diesem Volk die Führer erwecken und schenken, die es braucht: geführte Führer!

Wir aber hoffen auf diesen Gott und werden still vor ihm. Er wird's machen. Und aus unserer Führerlosigkeit heraus kommt uns jenes trostreiche Wort in den Sinn, das vor tausend Jahren eine gläubige Seele sprach und das in die Mehrzahl übertragen lautet:

"Der Herr ist unser Hirte, uns wird nichts mangeln. Er weidet uns auf einer grünen Aue, und führet uns zum frischen Wasser. Er erquicket unsre Seele; er führet uns auf rechter Strasse, um seines Namens willen. Und ob wir schon wanderten im finstern Tal, fürchten wir kein Unglück, denn du bist bei uns, dein Stecken und Stab trösten uns. Du bereitest vor uns einen Tisch, im Angesicht unsrer Feinde. Du salbest unser Haupt mit Öl, und schenkest uns voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden uns folgen unser Leben lang und wir werden bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Das Lamm Gottes

Johannes 1,29

So wie Kraft Motoren treibt und Räder schwingt und zentnerschwere Kolben bewegt, so wird die göttliche Kraft, die auf dem Wort Johannes des Täufers liegt, vor aller Augen sichtbar und wirksam. Diese Kraft, die von der Johannesrede ins Land hinauswirkt, muss unerhört gewesen sein. Nicht nur zerstreute einzelne geraten in Bewegung, sondern das Volk, die Familie, Verwandtschaften, Stände, Teile von Dörfern und Städten, ja, ganze Gegenden werden unsicher und kommen ins Rutschen und eilen hoch beunruhigt an den Jordan hinunter.

Die eigenartige Wirkung, die Gott ins Täuferwort gelegt hat, besteht nun vor allem darin, dass alle, die hören, ihre eigene Verkehrtheit wie unterm Vergrößerungsglas sehen. Diese Sündenerkenntnis kommt über sie wie eine Art Seekrankheit; und es geschah, dass sie sich taufen liessen im Jordan "und bekannten ihre Sünden". Wir gewöhnliche Sterbliche haben jedenfalls keinen Hochschein, was das heisst, wenn solche Volksmassen ihre sämtlichen Sünden aus einem ganzen Land an einen Ort zusammentragen. Es ist vielleicht nicht so ganz von ungefähr, dass Gott den Ort, da der Täufer wirkt, an den Rand der Wüste dort an den Jordan hinunter verlegt hat. Die Ausgänge der Kloaken und Kanalisationsröhren einer modernen Stadt, und die Kehrichtabfuhrplätze verlegt man auch etwas seitab von den Wohnstätten der Menschen.

Dem Johannes, der den Auftrag hat, das Sündenbekenntnis eines Volkes abzunehmen, geht das über die Kraft. Er erkennt sein Ungenügen angesichts dieser Massenanhäufung von Sünde. Das Wasser, mit dem er tauft, kommt ihm unzulänglich vor. Es kann den Unrat nicht wegschwemmen.

Da muss ein wirksameres Desinfektionsmittel her, um jene Art Seuchenbazillen zu töten, die sich tief in die Seele eines Volkes eingefressen haben und da ihr Zerstörungswerk verrichten: "Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber ein Stärkerer nach mir; der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen."

Eines Tages kommt dieser Stärkere und lässt sich von Johannes im Jordan taufen. Das klingt unverschämt gewöhnlich, wenn man's so sagt mit den Worten, die uns zur Verfügung stehen. Aber für den Täufer ist's fern von aller Gewöhnlichkeit, was er da hört und sieht. Es ist so gewaltig, dass er zeugen muss: "Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

"Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Das ist ein grosses Wort. Wir sind kritisch und misstrauisch geworden volltönenden Worten gegenüber. Wir glauben nicht mehr jedem, der eine Firma mit buntem Schild eröffnet und sich einen schönen Titel gibt. Wir sind gewohnt, Redensarten mit grausamer Unerbittlichkeit auf den Hintergrund zu prüfen. Ich habe das Vertrauen darauf, dass, wer sachlich zu prüfen imstande ist, in diesem Jesus zum allermindesten einen durchaus realen Mann erkennen wird; einen, der nicht mehr zu sein vorgibt als er ist. Zum mindesten einen durch und durch echten und lauterer Menschen, dessen Worte Unterlagen und Hinterlagen haben.

"Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Jesus wird da ein Träger genannt. Er ist Lehrer, gewiss. Er ist Erzieher, gewiss. Der Lehrer lehrt, wie man's machen soll, der Erzieher zeigt, wie man werden soll. Jesus aber steigt hinunter und hebt vom Boden auf. Jesus tritt herzu und legt Hand an. Was in dieser Welt zu schwach ist, sich lehren zu lassen - im tiefsten Grund sind wir's alle! -, was unfähig ist, sich erziehen zu lassen - bist du's etwa nicht? -, das findet in Jesus den Träger.

Hier ist der Träger. Ja, es heisst wörtlich: "Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg-trägt." Hier ist derjenige, der den Sündenkehrich des Volkes, dessen Johannes nicht Meister ward, hinweg-trägt. Träger ist Jesus am ersten Tag seines Auftretens dort am Jordan unten. Er kommt nicht als unbeteiligter Beobachter, sondern in Reih und Glied mit dem sündigen Volk. Und wenn unser Blick hinüberschweift zur letzten Tat, die wir von ihm im Fleisch kennen, dann sehen wir ihn wiederum als Träger, zwischen den zwei Mördern mitten inne. Da waltet er noch einmal seines Trägeramtes. Einer von ihnen seufzt erleichtert auf, bevor sein sterbend Haupt zur Seite fällt. Es ist eine Last von ihm gegangen. Der Dulder in der Mitte hat sie auf sich.

Die Art und Weise, wie Jesus den Menschen, denen er von der Taufe am Jordan bis zum öffentlichen Tod am Holz begegnet, die Sünde abnimmt, ist beispiellos und erweckt jedem, der auch nur noch einen Rest von Urteilskraft sich bewahrt hat, das grösste Zutrauen.

Man kann einem Menschen die Schuld abnehmen, und sie dafür einem anderen auflegen. So geschieht's gewöhnlich. Jemand muss schuldig sein, um der Gerechtigkeit willen. Wenn wir jemanden entschuldigen, so geschieht's, indem wir jemand anderen anklagen. Jesus entschuldigt - nehmen wir das Wort im ursprünglichen Sinn! Jesus entschuldigt so, dass er auch eine Verschiebung der Schuld vornimmt. Aber nicht auf andere, sondern eben auf sich. Darum, weil er die Schuld auf sich nimmt und sie ans Kreuz trägt und sie nicht weiterwälzt, darum macht er ihr auch wirklich ein Ende. Alles andere ist nur ein ewiges Weitertröhlen (Weiterwälzen) der Schuld, die dadurch wie eine Lawine nur immer zunimmt. Diese irdische Schuldlawine, die sich von Mensch zu Mensch, von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil immer wachsend durch die Jahrhunderte wälzte, die findet endlich in Jesus den, der sie stellt, der sie nicht weiterrollen lässt, der sich

unter sie beugt und sie mit sich emporhebt ans Kreuz: "Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

Welt! Das können wir noch einigermaßen fassen, dass ein edler und feiner Mensch für einen oder viele seiner Mitmenschen gleichsam ausisst, was sie eingebrockt hatten; aber hier ist die Rede von der Sünde der Welt. Das heisst, die Schuld aller Menschen, aller Orte, aller Zeiten, eine unvorstellbare Grösse. Und nun sagt der Täufer noch dazu, ein Lamm werde Träger dieser unvorstellbaren Grösse. Ein Lamm! Inbegriff der Zartheit und Schwächigkeit, trägt der Welt Sünde hinweg. Es könnte heissen ein Löwe, oder es könnte heissen ein Herrgottskäferchen, oder es könnte irgendeine uns bekannte Kreatur heissen, es wäre unserem Verstand genau gleich unmöglich, es zu fassen, wie wenn es heisst ein Lamm. Aber nun nennt's der Täufer:

Gottes Lamm. Darauf liegt der Ton. Da, lieber Leser, heisst's nun, entweder — oder. Entweder Jesus ist der edelste aller Menschen, die höchste Entwicklungsstufe der Gattung Mensch, oder aber er ist Gottes Lamm. Und wenn er Gottes Lamm ist, dann könnte die Welt mit ihrer Schuld und Not noch zehnmal grösser sein, das Lamm würde sie doch hinweg tragen.

„Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Siehe! Siehe, o siehe! Du geknicktes, du zerstossenes, du mühseliges und beladenes Menschenkind, tu die Augen auf und siehe, was dort für dich, grad für dich geschehen ist, weil's für die Welt geschah!

Siehe! Es ist grausam, einem Blinden zuzurufen: Siehe! Und wenn unser Geschlecht blind ist für dieses "Siehe"? Was dann? Wo Verblendung eingetreten ist, da ist's zu spät zum Fordern.

Darum richten wir das "Siehe" nicht als Forderung an die

Adresse der Menschen, sondern als Bitte an die Adresse Gottes. Siehe, wie wir nicht sehen können! Siehe die haltende Hülle, die uns den Blick aufs Kreuz verdeckt! Siehe, und mach, dass uns die Schuppen von den Augen fallen, und dass wir froh werden in der Gewissheit: Ja, der dort am Kreuz ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt.

Die Maus

Matthäus 6,19-21

Mitte August. Seit zehn Tagen der einzig schöne Erntetag für unsere Bauern. Mit dem Studierwerkzeug sitze ich in der Hofstatt, dort auf der Bank mit dem weiten Blick über den See.

Eine gute Stunde verstreicht. Auf einmal kommt zu dem Summen der Bienen und der herbstlichen Surrfliegen noch ein anderer, fremder Laut hinzu. Zuerst beachte ich es kaum, aber es wird immer stärker und vermag schliesslich meinen Blick von der Buchseite wegzuziehen. Es kommt vom Boden her. Da aus nächster Nähe. Ein leises, unterirdisches Bohren und Nagen. Das wiederholt sich in Abständen von ungefähr fünf Minuten.

Plötzlich bewegt sich vor mir im Gras eine grosse Löwenzahnstaude. Offenbar wird ihre Wurzel von unten her durchgefressen. Immer heftiger zittern die langen Blätter — jetzt wanken sie — und fallen auseinander.

Damit hört das Nagen auf und ich lese weiter. Aber nach einiger Zeit bewegt es sich wieder und nun werde ich Zeuge eines seltsamen Schauspiels: Eins nach dem anderen von den Säukrautblättern wird hinuntergezerrt, Ruck um Ruck, jetzt sieht man noch die Spitze, jetzt nichts mehr.

Als von Dorf zu Dorf die Mittagsglocken grüssten, war die ganze Staude spurlos unter der Erde verschwunden. Mir aber war geheimnisvoll zumute, als hätte ich irgendetwas ganz Grosses erlebt und gesehen. Und doch war's wohl nur eine Maus, die sich ihre Vorratskammer für den Winter füllte und das günstige Erntewetter benutzte, um das ihrige "unter Dach" zu tun.

Gegen Abend desselben Tages. Eilige Wagen rollen durch die Strassen. Menschen! Was tun sie? Genau dasselbe, was

die Maus am Morgen. Auch sie benutzen den einen schönen Erntetag zum Sammeln.

Das ist's, was uns mit aller Kreatur verbindet und mit ihr auf eine Stufe stellt; das ist's, was jede Biene im Stock und jede Maus unter der Erde zu unseren nahen Verwandten macht: Sie sammeln — und wir sammeln auch. Sie sammeln für den Winter — und wir sammeln auch. Wir sammeln Futter fürs Vieh, wir sammeln Obst und Hackfrucht für Küche und Keller, und wenn's uns möglich ist, so sammeln wir einen Spargroschen für böse alte Tage, für wann ein anderer Winter uns auf die Kappe schneit. —

Dieses Sammeln für den Winter und für die bösen alten Tage gehört zu uns; es ist sozusagen ein Stück unserer Natur. So wenig der Schöpfer jener Maus verbietet, für den Winter zu sammeln, so wenig verbietet er einem Familienvater, sein Klafter Holz zu steigern, damit seine Kinder im Winter eine warme Stube haben und ein paar Rappen wegzulegen, damit er im Alter nicht der Gemeinde zur Last falle.

Ja, es gibt Fälle, wo Leichtsinn und Liederlichkeit und Verschwendungssucht und Arbeitsscheu sich breit machen, da man betonen muss, dass dieses Sammeln nicht nur unser Schöpfungsrecht ist, sondern sogar eine schöpfungsgemässe Pflicht, wo man mahnend sagen muss: Geh hin zur Ameise, du Fauler, — geh hin zur Biene, — geh hin zur Maus, und lerne von ihnen.

Nun aber ist einst einer gekommen, und hat gesagt: "Ihr sollt nicht sammeln!" Das macht uns stutzig. Nach der Meinung Jesu gibt es da offenbar neben dem notwendigen und berechtigten Sammeln noch ein anderes, ein unerlaubtes. Dies Unerlaubte nennt er "Schätzesammeln".

Was sind nun aber in den Augen des Meisters "Schätze"? Wie hoch darf unser Wintervorrat und wie gross darf unser

Sparrappen für das Alter sein, ohne dass Jesus sagt, das seien jetzt Schätze?

Sind's schon Schätze, wenn ich zwei abgezahlte Kühe im Stall habe, oder erst, wenn ich zwanzig habe? Oder sind's bei zehn Häuption Schätze, bei neun aber noch nicht? Sind's schon Schätze, wenn einer fünfhundert Franken auf der Bank hat, oder erst bei fünftausend? Oder ist die Grenze noch höher? Vielleicht erst bei fünfzigtausend oder bei einer halben Million?

Jesus hat keine Grenze angegeben. Er hat kein Gesetz aufgestellt. Er überlässt die Bestimmung dieser Grenze, bis zu der man gehen darf mit Sammeln, dem Gewissen seiner Gemeinde. Er lässt da jedem Spielraum.

Es fragt sich nun aber, wie einer diesen Spielraum benutzt, ob gewissenhaft oder gewissenlos. Der Gewissenhafte wird bescheiden sammeln und in seiner Gewissenhaftigkeit immer wachsam sein und denken: Herrgott, wenn ich nur nicht mehr nehme, als was mir gehört. Je anspruchsvoller, je unersättlicher, gewissenloser, frecher und hungriger einer ist, um so anspruchsvoller, gewissenloser, frecher und hungriger wird er jene herrliche "Freiheit eines Christenmenschen" missbrauchen. Und je mehr er hat, um so hungriger wird er denken, er habe immer und immer noch nicht genug für den Winter und fürs Alter.

Es ist mit dem Sammeln wie mit jenem Bauern, der einen Baum voll Kirschen hatte. Und nun steht da eine Schar von Stadtbuben, und der "Glust" schaut ihnen aus allen Löchern. In seiner Gutmütigkeit denkt er, wenn die sich schon sättigen, ich werde es kaum merken, so voll hangen die Äste.

Und er erlaubt ihnen, sich zu sättigen. Er sagt nicht: Nehmt jeder zwei Kilo von meinem Baum, nein, er lädt sie freundlich ein: Kommt und esst, bis dass ihr genug habt.

Die Bescheidenen unter ihnen legen die Erlaubnis so aus, dass sie sich an die Äste machen, die sie vom Boden aus gut erreichen können, und sättigen sich da. Die "Mutigeren" aber legen die Erlaubnis des Wohltäters so aus, dass sie zu oberst in den Giebel klettern, und die Gutherzigkeit des Mannes so profitieren, dass sie ihm die wertvollsten Früchte wegessen. Aber nicht genug. In ihrer Gier reißen sie Ästchen weg, gutes Fruchtholz fürs nächste Jahr, und schänden den Baum in schamloser Weise.

So ist es mit unserem Sammeln. Der Schöpfer will, dass wir leben. Er stellt uns seine Schöpfung als wundervollen Lebensbaum zur Verfügung. Er sagt nicht: Nehmt jeder zwei Kilo davon, sondern er sagt: Sättigt euch. Und nun kannst du diese Erlaubnis so auslegen wie jene, die frech in den Giebel klettern, den Baum verwüsten, den unteren die Steine auf den Kopf hinunterwerfen, oder wie jene, die auf dem Boden bleiben.

Im sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Wen geht das an? Es ist ein gefährlich Wort. Gefährlich darum, weil wir meinen, es gehe die anderen an. Jeder, auch der Reichste im Dorf, findet noch einen, der reicher ist als er, und an den er dieses Wort glaubt weitergeben zu können. Und so spielen wir Spielball mit ihm. Wir meinen, es sei ein Wort zum Weitergeben. Und so benehmen wir uns mit diesem Wort wie der ungezogene Junge sich benimmt, der die allzu heiße Platte rasch dem Nachbar hinüberreicht, damit der seine Finger daran verbrenne.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Ihr! Jesus schaut seine Jünger an und meint sie. Daran zweifeln die Jünger keinen Augenblick. Petrus denkt nicht, das hat er dem Judas gemünzt, und Andreas denkt nicht, gut, dass ich alles verlassen habe, was ich hatte, sonst stände ich jetzt auch unter dem Gericht dieses Wortes. Und Matthäus denkt nicht, schade, dass mein ehemaliger Vorgesetzter vom Zoll

jetzt nicht da ist, der könnte eine Nase voll nehmen... Nein, sie sind selber die Gemeinten.

Merkwürdig! Und doch sind die Jünger nicht begütert, sie gehören nicht zu denen, die ihre Kirschen im Giebel pflücken. Wenn Jesus die Jünger meint, sollte er am Ende auch uns meinen, mich und dich?

Will der Heiland mit diesem Wort uns alle daran erinnern, dass wir noch einer anderen Weltordnung angehören als die — Maus?

Der gescheite Narr

Lukas 12,13-21

Es war ein reicher Mensch..." Über das Wo und Wann sagt der Meister nichts; sagt nicht, wie viel Jucharten (1Jucharte = 3600m²) er hatte, nicht wie viel Joch Rinder im Stall, nichts über die Art seines Betriebes; ob er mehr Milchwirtschaft trieb oder mehr auf Getreide- und Obstbau sich warf, oder auf Schweine- und Kälbermast sich verlegte. Er war einfach ein gut hintersetzter Grundbesitzer, der sich eines guten Jahresertrages freute.

Er sieht, wie sich Keller und Vorratsräume und Scheunen füllen, und immer noch recht sich Fuder an Fuder, und der Segen will kein Ende nehmen. Wahrlich, eine beängstigend reiche Tracht. Manch anderer hätte darüber den Kopf verloren und hätte geseufzt: "Etwas weniger, und dafür bessere Qualität und günstigere Absatzmöglichkeit wäre besser gewesen."

Aber unser Bauer ist nicht auf den Kopf gefallen. Er ist ein zu tüchtiger Fachmann, um seine Ruhe zu verlieren. Er überlegt, ruhig und scharf: "Was soll ich tun?"

Von Schnapsbrennereien und Süßmostereien hat man wohl damals nichts gewusst, sonst hätte er vielleicht eine von diesen Verwertungsmethoden angewandt.

Aber, es gäbe noch einen anderen Weg, um überreiche Ernten ohne Preissturz zu meistern. Ihr habt die furchtbare Kunde gehört aus den Überseeländern, wo sie uns mit dem Fortschritt immer ein paar Kilometer voraus sind; ihr habt's gehört, das von den Kaffee-, Tee- und Reisplantagenbesitzern, und das von den nordamerikanischen Getreideproduzenten, wie sie den Segen Gottes vernichten, damit der Weltmarktpreis nicht "unter den Hund" hinabsinke.

So fortschrittlich dachte unser Bauer nun doch noch nicht,

sonst hätte er's eventuell auch getan. Aber — da fährt ihm wie ein Blitz der rettende Gedanke durchs Gehirn:

Er erinnert sich an einen Tag aus seiner frühesten Jugend. Es war in der Religionsstunde. Da hat ihnen der Rabbiner von Joseph in Ägyptenland erzählt. Er hat allerlei "frommes Zeug" von ihm gesagt, das er seither längst vergass; aber eines ist ihm geblieben, so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen: Die sieben fetten Jahre..., die sieben mageren Jahre..., die vielen gefüllten Speicher und Vorrathshäuser..., sapperlot, wie wohl es doch einem kommt, wenn man noch etwas auf Religion hält, wenigstens solange man jung ist, weiss man doch nie, für was das einem einst noch nützen kann im Alter!

Damit ist sein Entschluss reif. Die alten Scheunen müssen weg. Neue und grössere an ihre Stelle. Vielleicht denkst du, lieber Leser, du hättest es noch geschickter angestellt, du hättest die alten stehen lassen und daneben einige neue gebaut. Warum der dort sie abriss, weiss ich nicht. Er muss seine guten Gründe dafür gehabt haben. Wir trauen's ihm zu. Denn so viel wissen wir bis dahin von ihm: Der versteht sein Metier aus dem Effeff, und lässt sich darum von niemand dreinreden.

Aber, er ist nicht schützig (flüchtig). Zeichen des erfahrenen und routinierten Fachmanns. Er überlegt und überschlägt dreimal, bevor er Schritte tut. Sein Plan kommt ihm selber fast zu kühn gerechnet vor. Vor dem endgültigen Entscheid will er noch einmal darüber schlafen.

Jetzt mag er zwar noch nicht ins Bett. Er ist zu aufgeregt. Sein Plan kreist ihm durch die Adern und sprengt ihm fast das Herz. Und was werden die Nachbarn sagen, wenn er seine Scheunen umreissen lässt! Zuerst wird das Gespött gross sein. Aber dann — o Welch ein Triumph! Da könnte ja der stärkste Mann das Herzklopfen bekommen.

In solcher Triumphstimmung hält er Abendandacht, — aber nicht aus der Bibel. Er hat wichtigere Bücher. Mit langen Zahlenreihen drin, drei- und vierstelligen. Aus diesen Lebensbüchern nährt er seine Seele schon seit vielen, vielen Jahren. Hunderter, Tausender, Zehntausender, fette Leckerbissen für sein Zahlenherz. Und immer tiefer und andächtiger schaut er in sein Buch hinein. Sein Herze geht in Sprüngen, und er hält frohe Zwiesprache mit der erregten Seele.

Was mutest du mir zu? So warnt und reklamiert sie, seine arme Seele. Weisst du denn nicht, dass man Seelen zu Tod füttert mit Silber und Gold, mit Zahlen und Papier? Allein, er tröstet die Trostlose mit sanftem Zuspruch: "Liebe Seele, du hast einen grossen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!"

Seltsam! Hundertmal schon ist es ihm gelungen, diesmal will sie sich nicht "gschweigen" (zum Schweigen bringen) lassen.

Und wieder kommt ihm ein frommes Wort in den Sinn aus fern vergangenen Tagen: "Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?" und, wie hiess es nur weiter? "Harre auf Gott!"

Gott! und damit wird's ihm schwarz vor den Augen. Die Zahlenreihen fangen an zu tanzen wie hundert, tausend, zehntausend boshafte Teufelein. Noch hört er, in Todeschrecken, Gottes Stimme: "Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wes wird's sein, das du bereitet hast?"

Du Narr! Was bedeuten Geld und Gut im Augenblick, da dein Herz sich zusammenkrampft, da dein Atem stille steht und deine Seele ihren Weg zur Ewigkeit antreten muss?

Die Letzte

Psalm 90,12

Die letzte Garbe unter Dach! Mit dieser letzten Garbe hält ein frohes Feierabendgefühl seinen Einzug im Bauernhaus.

"Das letzte Mal wetzen," so denkt der Mäher bei der letzten Mahd, und speit noch einmal wacker in die Hände, 's ist ja das letzte Mal. "Die Letzte!" so seufzt die Schnitterin aus, wenn sie sich nieder bückt dem Mäher nach, und vergisst fast ihr Kreuzweh, weil's ja die Letzte ist.

Wie haben wir als Buben den Antragsstecken hoch in die Luft gewirbelt, wenn wir das letzte Häufchen aufs Band gelegt! Und wie haben wir als Mädchen 's letzte Fuder mit Maien geschmückt! Und wenn dann beim Abladen des letzten Fuders der unten vom Wagen herauf rief: "So, jetzt noch eine Legi (Schicht)— jetzt noch ein paar am Boden — noch zwei — die Letzte!!" — o, dann scholl trotz Hitze, Staub und Durst ein Jauchzer von hoch droben unterm Dach: "Die Letzte!" So jubelten wir, schüttelten die Spinnweben vom Haar und das Stroh von den Kleidern und die Körner aus den Schuhen und wuschen an der rauschenden Röhre den Staub aus Aug und Nase und Ohr und waren so froh, so froh, weil es die Letzte war.

Wie aber, wenn's einmal bei dir heisst: "Der letzte Tag — die letzte Stunde — der letzte Atemzug?" Wie, wenn du diesen Sommer überhaupt das letztmal gewetzt, die letzte Mahde aufgehoben, die letzte Garbe gebunden, das letzte Fuder heimgeführt? Wie, wenn dir die Sense für immer kraftlos aus den Händen gleitet und wenn ein anderer kommt und dich mäht und bindet und sticht und auflädt auf jenen schwarzen Erntewagen, vom schwarzen Rösslein gezogen, der jahraus, jahrein nur immer "letzte Garben" führt? Wie heisst es nur in jenem alten Erntelied?

"Es ist ein Schnitter, der heisst Tod,

Hat Gwalt vom höchsten Gott.
Heut wetzt er sein Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden,
Hüt' dich, schön's Blümelein."

Und wenn er einst wirklich kommt an einem Abend, dieser
Schnitter, dann Heil dir, wenn du ihm entgegensiehst, müde
zwar, aber froh, so froh wie bei der letzten Garbe.

"Die Letzte!" so mögest du dann ausrufen. Aber nicht so
wie jener reiche Narr, des Felder viel getragen, sondern wie
ein Knechtlein droben auf dem Garbenstock unterm
staubigen Dach. Und dann mögest du auch hinausgehen aus
einer Dunkelheit an ein Licht, den Erdenstaub aus Haar und
Kleidern schütteln und von der Seele; und deines Heils in
Christo froh zum letztenmal ausrufen: "Die Letzte!" — und
eingehen in Gottes Scheuer.

Herbstaussat

Matthäus 13,1-23

Es ging ein Sämann aus, zu säen..." Der Meister redet da von einem Bauern, der wie hundert andere im Herbst mit Samen hinausfährt, um den Acker anzusäen. Beim Auffüllen in den Sack, oder durch einen ungenau gezielten Wurf geschieht's, dass Körner auf den Weg fallen. Die Spatzen und Wildtauben fressen sie weg; oder sie werden von Vorübergehenden zertreten. Andere Körner fallen auf Stellen mit zu wenig Humus, so dass die Halme mager wachsen, zurückbleiben und schliesslich absterben. Da und dort hat's Unkrautnester, die den Halm übernehmen und erwürgen. Nur die Körner, die auf tiefgründigen, unkrautfreien Boden fallen, bringen eine schöne Ernte zum Reifen.

Wir wissen heute, was Jesus sagen will. Von seinen damaligen Zuhörern versteht ihn kein einziger. Auch kein Jünger. Dass das Gewächs verschieden gedeiht, das wissen sie längst, ebenso gut und besser als der, der da redet. Keiner vermag in dem säenden Bauern den Meister selbst zu erkennen. Warum nicht? Dieser Bauer da ist ihnen zu gewöhnlich, sozusagen allzu sehr im Werktagssittel.

Der Meister hätte das Gleichnis auch so erzählen können: Siehe, es ging ein wunderbarer Sämann aus, zu säen. Und wie er säte, da geschah's, dass etliches auf den Weg fiel. Die Vögelein wollten kommen und den Samen fressen; aber die Kehle wurde ihnen gehalten und sie konnten's nicht. Etliches fiel aufs Steinige; aber wie sehr die Sonne brannte, wuchs es doch und brachte Frucht. Etliches fiel unter die Dornen. Aber die wunderbaren Körner waren stärker als die Dornen. So kam's, dass aller Same wuchs und brachte Frucht.

Dies Gleichnis hätten sie, wenigstens die Gmerkigen (die Verständigen, Schlaun) unter ihnen, erraten.

Aber nun vergleicht er sich und sein Werk mit einem gewöhnlichen Sämann, der mit dem Boden ringt und der's mit Widerwärtigkeiten zu tun hat. In diesem Gleichnis liegt darum eine Leidensverkündigung verborgen, eine Leidensverkündigung für ihn und alle, die in dieser Welt im Auftrag Gottes Körner streuen. Darum kann ihn die Masse, darum können ihn die Jünger jetzt noch nicht begreifen. Erst viel später gehen ihnen die Augen völlig auf.

Nach Jesu Leiden und Tod haben die Jünger just in diesem Gleichnis Kraft und Mut zur freudigen Sämannsarbeit gefunden. Da haben sie daran gedacht: Hat er uns nicht gesagt, es werde so kommen? Es ist ja keine erschreckende Abnormalität, wenn auch nicht aller Same wächst. Es gehört zu den Reichsgesetzen Gottes, dass das verkündigte Wort zu drei Teilen nicht fruchtbar wird. Aber auch das gehört zu diesen Reichsgesetzen: Wenn nur der Same gut ist, dann wird ein Teil Frucht tragen, so sicherlich, wie dass das Wasser meerwärts läuft.

Die Zeit der Herbstsaat ist da. Ihr hantiert jetzt tagelang mit Pflug und Egge, Sämaschine und Walze. Was für Gedanken bewegen euch? An Gedanken fehlt es wahrlich bei dieser Beschäftigung nicht. Gerade unserem Meister verdanken wir's, dass dieses Werk vielleicht das sinnvollste geworden ist im Kranz der bäuerlichen Jahresarbeit. Und das will etwas heissen.

Wenn ihr an einem sonnigen Herbsttag den Samen hoffnungsvoll in den Winter hineinstreut, dann liegt über eurem Tun jene ahnungsreiche Feierlichkeit, die man selbst dem nüchternen Maschinensäen des zwanzigsten Jahrhunderts noch abspürt.

Der Dichter Conrad Ferdinand Meyer hat in einem seiner schönsten Gesänge diese Feierlichkeit des Säens unnachahmlich gepriesen. Er lässt in diesem Gedicht den Reformator Huldreich Zwingli folgendes Erlebnis aus seiner

Knabenzeit erzählen:

Hoch oben, im wilden Toggenburg, so fängt Zwingli an, wo ich geboren wurde, wuchs auch im wärmsten Sommer weder Wein noch Korn. So kam's, dass ich wohl zehn Jahr alt wurde, ohne Egge, Pflug und Sämansarbeit gesehen zu haben. Einst an einem Spätherbsttag nun,

„Da nahm der Vater mich zu Tale mit;
Die Säer drunten zählten Schritt um Schritt.“

Verwundert sah ich zu, wie sie die gelben Körner streuten, bald rechts, bald links. Bei den strengen und abgemessenen Tritten der Säer musste ich unwillkürlich an den Priester denken, der am Hochaltar das heilige Amt versieht:

"Und endlich frug ich mit erstauntem Wort:
Vater! Was tun die Männer Frommes dort?
Der Vater: Solches sahst du nie zu Haus!
Die streu'n das Brot des lieben Gottes aus."

Darauf schreiten sie vorüber, Vater und Sohn. Der Knabe ist ganz still geworden. Nach einiger Zeit schaut ihm der Vater prüfend ins gedankenvolle Gesicht:

"Was ist dir, Uli? Weinst du? Schäme dich!"

Aber der Bub antwortet:

"Ei, Vater, es ist gar so feierlich."

Ja, es ist gar so feierlich, das Säen im Spätherbst. Es gemahnt uns alle Jahre neu an den ewigen Meister, der durch die Zeiten schreitet und Samen streut. Und allemal im Herbst, wenn wir den Bauer bedächtig mit dem Malter-sack überm Rücken oder hinter der Sämaschine her schreiten sehen, ist uns dieser Anblick ein stummer Hinweis aufs Gleichnis vom Sämann. Und wir erinnern uns daran, dass wir der Acker sind, auf dem der ewige Sämann sät.

Und gross und mahnend steigt die Frage vor uns auf: Zu

welchem Ackerfeld gehörst du — und dein Haus — und dein Volk? Bist du Weg? Bist du Steiniges? Bist du Dorniges? Oder möchtest du guter Boden sein? Acker, der Frucht bringt dreissigfältig — sechzigfältig — hundertfältig?

Der Musterbauer

Lukas 10,38-42

Ich habe einen alten Bekannten. Er wohnt irgendwo im Bernerland. Der Mann gehört zu denen, die ein Leben voll Arbeit hinter sich haben. Und diese Arbeit hat Erfolg gehabt. Vor einem Menschenalter hat er angefangen "mit wenig und nichts". Heute stehen drei Dutzend Kühe im Stall. Ein Traktor, fünf Rosse und ein Luxusautomobil sorgen für den Verkehr vom und zum Gehöft. In einem kleinen Nebengebäude kreischen um die Fütterungszeit hundertzwanzig Schweine, und als ich das letzte Mal dort war, lief ich dazu, wie die Bäuerin siebenundfünfzig eben aus dem Brutkasten ausgeschlüpften Hühnchen das Fressen reichte drüben im frisch karbolinierten, nach amerikanischem Muster eingerichteten Hühnerstall. Ein Pfauenmännchen schlug das Rad auf dem Brunnenrand, und beim Bienenhäuschen wanderten fünfzehn fleissige Völker ein und aus, fleissig wie die vier Knechte, die nach dem Mittagessen den Hausgang herauskamen, jeder an seine Arbeit. Von dieser ganzen Herrlichkeit kann der Mann sagen, sie sei sein Werk, er habe sie erschaffen mit seinen Fäusten und mit seinem Kopf.

Vor einiger Zeit hörte ich um sieben Ecken herum läuten, es gehe nicht mehr gut bei ihm. Ich suchte nach einer passenden Gelegenheit, ihn aufzusuchen. Beim ersten Anblick erschrak ich über sein Aussehen. Eben kam er vom Rossstall her, wo er zwei Saisonarbeitern etwas befohlen hatte; der Mann ist grau geworden seit einem Jahr, in seinen Augen liegt ein leidender Zug, und über der Stirn hängt eine Wolke.

"Komm herein!" Wie oft schon habe ich in früheren Jahren diesen Willkommgruss gehört! Aber nie mit so müder Stimme wie heute. Wir traten zusammen ins Wohnzimmer.

Schwer liess er sich in die Ecke des Ruhebettes fallen. Seltsamer Anblick! Hatte ich ihn je zuvor im Leben dort sitzen sehen? Jetzt erst wagte ich die Frage: "Wie geht's? Wie geht's immer?" Offen gestanden bangte mir vor der Antwort. Aber statt einer Antwort zieht der dort in der Ruhebettedecke das Schnupftuch hervor, stützt den Kopf in die Hände und fängt wahrhaftig an zu weinen.

Wie lange wir so sassen, weiss ich nicht. Keiner sagte ein Wort. Und ich wagte das gedrückte Schweigen nicht zu brechen. Meine Augen suchten verlegen die Wände ab. Da hingen in schweren Eichenrahmen, hinter Glas, geborgen vor Fliegenkot und Spinnweben, drei oder vier bedeutsame Diplome und Anerkennungen für erstklassige Leistungen in mehr als einem Zweig der heutigen Landwirtschaft.

Endlich wagte ich's und drang auf ihn ein mit der Frage:

"Was ist los? Was hast? Wo fehlt's dir?" Die Antwort lautete: "Ich weiss es selber nicht. Die Ärzte haben es noch nicht herausgefunden. Die einen behandelten mich als nervenkrank, die anderen meinen, es fehle im Magen. Ich habe keinen Appetit. Sonst fehlt mir nichts. Jetzt aber haben sie mir 's Arbeiten verboten, und das ist's, was ich nicht vertragen kann." Beim letzten Satz verschlug's ihm von neuem die Stimme, und still ward's wieder in der Stube.

Ich versuchte ihn zu trösten. Er habe genug gearbeitet im Leben. Er solle das jetzt den Jungen überlassen. Es sei an der Zeit, dass die selbständig zu werden anfangen. Der Älteste von ihnen mache ja schon bald den letzten Wiederholungskurs. Er solle ein wenig aus dem Betrieb hinaus. Dass er daheim nicht sein könne ohne zu schaffen und sich aufzuregen, das sei ja begreiflich. Aber fort solle er, das sei weitaus das Beste.

Aber er wehrte ab mit der Hand. Das gehe nicht an. Jetzt

sei die Kartoffelernte vor der Tür; er habe viel prächtiges, feldbesichtigtes Saatgut, und wenn er nicht dabei sei, gebe das ein Durcheinander. Er könne da die Jungmannschaft nicht machen lassen.

"Ja, was ist denn das? Hängt denn nicht in der Stube deines Ältesten das Diplom der Landwirtschaftlichen, und darauf, vom Landwirtschaftsdirektor unterzeichnet und beglaubigt, die Note "Sehr gut"? Und arbeiten und den Betrieb überwachen kann der doch, er müsste sonst gar aus der Art schlagen." So versuchte ich zu beschwichtigen. Aber mein Freund, der jahrzehntelang kaum einen Tag gelebt hatte, ohne schwerste Pflichten auf den Schultern zu tragen, war um eine Antwort nicht verlegen.

"Ja, arbeiten können sie schon, die Jungen, und gescheit sind sie auch, und ihre Ideen sind brauchbar. Aber mit den Leuten umgehen, das können sie nicht. Die Knechte laufen draus, weil die Jungen es nicht verstehen, den rechten Ton zu treffen ihnen gegenüber. Schau, ich kann, ich kann nicht fort. Und — jetzt — soll ich — nicht mehr schaffen! Nicht mehr — schaffen — soll ich jetzt!" Tonlos und hilflos kam's aus dem Mund dessen, den ich einst als tüchtigsten und fortschrittlichsten Landwirt kannte weit in der Runde, und der jetzt da vor mir in der Ruhebettecke sass, als gebrochener Mann.

Man muss in der Tat diesen Mann in früheren Jahren gekannt haben. Man muss ihn gehört haben, wie er auf seinem Hof herum Befehle erteilte nach dem Morgen- und Abendessen, einem Feldherrn zum Trotz, und wie er gewohnt war, voranzugehen, wie er am schwereren Teil und am schmutzigeren Ende zuzugreifen pflegte, und wie ihm, dank seiner Geschicklichkeit alles und jedes gelang, so dass sein Gut zum Musterbetrieb heranblühte, auf dem mit Vorliebe Landwirtschaftspraktikanten placiert wurden. Man muss diesen Mann gekannt haben, um ihn jetzt in

seiner hinfälligen Haltlosigkeit zu bedauern.

Erschüttert und beunruhigt sass ich am Tisch vor ihm, erschüttert über das Häufchen Elend in der Ruhebettedecke. Was mich vor allem bewegte, das war nicht die körperliche, sondern die geistige Hilflosigkeit des Mannes, den ich tatsächlich zum erstenmal im Leben klagen hörte und in Verlegenheit sah. Allerhand Fragen gingen mir durch den Kopf, und Gedanken stiegen in mir auf, Gedanken, die schon seit Jahren sich etwa einmal meldeten anlässlich von Besuchen bei meinem Freund: "Wo nimmt er die Zeit her für die andere Seite des Lebens, die doch auch da ist, und die auch zu ihrem Recht kommen sollte? Er hat auch gar nie Zeit für seine Familie, für seine Buben und Mädchen! Immer sind seine Gedanken im Betrieb, nie anderswo! Unmöglich, das Gespräch wegzulenken auf Fragen der Politik, oder gar auf irgendein Gebiet des Geisteslebens! Bauernart? Ich habe in keinem Stand geistig bewegtere und vielseitigere Menschen gefunden als unter Bauern! Gespräche mit aufgeweckten Bauern und Bäuerinnen gehören zum Lehrreichsten und Erquickendsten, und dürften sich wohl sehen lassen neben viel ungeheuer gelehrt aufgeputztem Salongerede. Aber mein Freund schien von Jahr zu Jahr in engere Kreise sich zurückzuziehen, bis er schliesslich nicht mehr aus dem Kreislein herauskam, dessen Mittelpunkt er selber war. Schaffen — schaffen — schaffen! Das war der einzige Ton, dem sein Ohr noch geöffnet war. Und nun kommt aus der Ruhebettedecke ein tonlos-gebrochenes: "Und jetzt soll ich nicht einmal mehr schaffen!"

Eines wurde mir bei dieser Begegnung mit dem tüchtigen Menschen klar: Etwas in diesem Leben stimmt nicht, und zwar nicht nur etwas Nebensächliches, sondern etwas Wichtiges und Grundlegendes, etwas, das nun gegen Schluss dies ganze Leben in Frage zu stellen drohte, samt dem fabelhaften Erfolg, der ihm beschieden war. Es scheint auch in diesem Menschenleben, wie in so manchem, ein

Rechnungsfehler zu stecken, und zwar einer, der das Endresultat falsch herauskommen lässt. Was ist denn das eine, das im Leben dieses Musterbauern fehlte? Energie war vorhanden, Intelligenz auch, Fachkenntnis ausserordentlich viel, dazu eine gesunde Solidität. Alle Bedingungen zu restlosem Glück sind da. Was fehlt? Wo steckt der eine wunde Punkt, der nun im Alter aufbricht und sich nicht mehr schliessen will? Die Antwort auf diese Frage scheint mir Lukas der Arzt unübertrefflich klar zu geben im zehnten Kapitel seines Buches, wo folgende Worte stehen:

"Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hiess Maria, die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: "Herr, fragst du nicht darnach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie es auch angreife!" Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: "Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden."

Wenn wir diese Worte lesen, dann ist unser erster Eindruck der, der armen Martha sei da ein Unrecht geschehen. Sie erbarmt uns. Wir möchten am liebsten vor Jesus hintreten und sie verteidigen: "Weisst du denn nicht, wie das herauskäme, wenn Martha auch vor dich hinsässe und niemand zum Rechten schaute in der Haushaltung? Bist du so lebensfremd?"

Wir geben offen zu, dass wir alle heimlich auf Marthas Seite stehen. Sie imponiert uns; denn sie steht da als die Schaffige und Tüchtige, und Tüchtigkeit hat mit Recht etwas zum vornherein Bestechendes an sich. Maria dagegen kommt nicht gut weg vor dem Urteil unseres natürlichen Empfindens. Die könnte doch ihrer überhetzten und –

begreiflicherweise - nervös gewordenen Schwester auch besser an die Hand gehen! Es hat keine Art, sie derart im Stich zu lassen im Moment, da das Haus voll hungriger Gäste ist. Ich glaube wenigstens, wenn unsere jungen Bauernburschen wählen könnten zwischen beiden, hunderteiner von hundert würden sich für Martha entscheiden, und Väter und Mütter und Tanten würden rundum beifällig nicken und sagen: "Recht so, der braucht man die Arbeit nicht zu zeigen!"

So hat das natürliche Empfinden zu allen Zeiten Martha in Schutz genommen, ja, geradezu verherrlicht und zu einem Ausbund von wirtschaftlicher Tüchtigkeit erhoben. Maria aber wurde von der gleichen natürlichen Phantasie zu einem schattenhaften Nönnchen gestempelt, das die Ackererde und den Sonnenbrand nicht vertragen mag. Ein tiefer Seelenmensch, aber ein unpraktisch Ding, ein Beispiel wirtschaftlicher Untüchtigkeit. Martha, die resolute Arbeiterin — Maria, die beschauliche Priesterin.

Solange wir uns diese beiden Gestalten so ausmalen, begreifen wir niemals, warum der Meister Martha tadelt und Maria lobt. Sobald wir uns aber die Mühe nehmen, ohne Phantasie zu lesen, was über beide dasteht, wird die Sache ganz anders. Wo zum Beispiel steht denn da, Martha sei überhaupt, auch in Jesu Abwesenheit, eine tüchtigere Hausfrau gewesen? Und woher nehmen wir das Recht anzunehmen, Maria sei überhaupt, auch in Jesu Abwesenheit, ein lebensfremder Blaustrumpf? Kein Wort von alledem!

Es ist mir rein undenkbar, dass der Jesus, der das Leben bis ins Nadelkörbchen und bis ins Salzfass hinein kennt, dass dieser Jesus die Tüchtigkeit tadelt und die Untüchtigkeit lobt, dass er einen tüchtigen Menschen zurechtsetzt und einen faulen herausstreicht. Was hindert uns denn eigentlich an der Annahme, dass auch Maria sonst ein ganz

lebenstüchtiges Meitschi (Mädchen) ist? Dass auch sie, die jetzt zu Jesu Füßen sitzt und zuhört, schwielige Hände und ein sonnenverbranntes Gesicht hat? Beide Schwestern können in der Tat genau gleich beschlagen sein in den materiellen Anforderungen des Lebens.

Ein Unterschied besteht nun freilich doch zwischen den beiden Schwestern: Martha ist nur tüchtig. Ich sage ausdrücklich "nur". Nicht, weil Tüchtigkeit an sich zu verachten wäre. Im Gegenteil! Aber — wenn zu unserer menschlichen Tüchtigkeit nicht noch etwas anderes hinzukommt, dann fehlt die Hauptsache. Und dieses andere — Jesus nennt's das eine, das not tut — fehlt der tüchtigen Martha. Ihr A und O heisst Arbeit. Sie steht hier vor Jesus als eins der vielen Menschenkinder, die in der Arbeit auf- und untergehen. Darum ist sie so ungeduldig und hässig gegen ihre Nächste, die noch andere Bedürfnisse hat als Arbeit.

Maria kann unter Umständen genau so viel Monate in der Haushaltungsschule gewesen sein wie Martha, kann genau so gut kochen, versteht genau gleich viel vom Gartenbau, von der Säuglingspflege, von der Geflügelhaltung und von der Fruchteverwertung, aber — zu ihrer Tüchtigkeit kommt nun noch das andere, das der Martha abzugehen scheint, "das eine, das not tut", das eine, ohne das alle menschliche Tüchtigkeit Bankrott macht: das Sitzen zu des Meisters Füßen.

Mit anderen Worten: Maria arbeitet sicher sonst auch vom Morgen bis zum Abend. Aber jeden Tag, auch bei der strengsten Arbeit, meldet sich ihre Seele, und für diesen Schrei hat sie Zeit. So wenig sie je einmal die Geranien auf der Laube vergisst, so wenig vergisst sie, ihre Seele zu speisen und zu tränken. Sie arbeitet auch sechs Tage lang; aber dann kommt der Tag, der dem Herrn gehört, und diesen Tag lässt sie sich nicht nehmen, sie weiss warum. Und wäre eine noch so dringliche Arbeit da — welche

Arbeit ist auf dem Bauernhof nicht dringlich? — Maria kann zu des Meisters Füßen sitzen dann, wenn der Meister reden will. Sie arbeitet mit Hingabe und Energie. Aber ganz darf sie die Arbeit nicht ausfüllen. Zunnerst ist ein Plätzchen, das Gott allein gehört, da darf und soll sie keine noch so aufgeregte Martha stören. Denn Maria weiss, von diesem Plätzchen her kommt ihr das Licht und die Kraft in ratlos schwerer Zeit. Maria hat einen Tag des Herrn. Martha hat keinen. Martha ist der Werktag, Maria ist's auch — aber sie ist der Sonntag dazu. Martha ist die tüchtige Arbeiterin. Maria ist's auch; aber sie ist noch ein mehreres.

Darum hat Maria das gute Teil erwählt und das soll nicht von ihr genommen werden. Jetzt verstehen wir das Urteil des Meisters. Wir finden's jetzt nicht mehr ungerecht. Maria kann einst ihren Kinderchen eine weisere Mutter sein, ihrem Mann eine geduldigere Frau, ihren Knechten und Mägden eine verständnisvollere Meisterin. Und wenn Unglück und Krankheit, Tod oder Alter sich melden, dann wird Maria sich ganz anders zu verhalten wissen als ihre Schwester. In solchen Fällen muss jeweilen Martha hilflos und haltlos bei ihrer Schwester Rat und Trost holen.

Darum hat Maria das gute Teil erwählt. Jesus meint nicht, Martha dürfe getrost Martha bleiben. Nein, Martha soll Maria werden. Zu ihrer Tüchtigkeit muss das eine einzige hinzukommen, das dem Leben Wert gibt: Zu des Meisters Füßen sitzen und zuhören.

Von diesen zwei biblischen Gestalten fällt ein helles Licht nicht nur auf das Leben der Hausfrau, sondern auf sämtliche Arbeitsgebiete. In allen Berufen und Ständen, auch im Bauernstand, ertönt heute der Ruf nach Tüchtigkeit. Schon in der Schulzeit wird's den Kindern eingehämmert: "Lernet rechnen! Nur der Tüchtige kommt auf einen grünen Zweig im Leben!" Das gleiche hören sie im Elternhaus, in der Fortbildungsschule, in der Fachzeitschrift, im Vortrag.

Tüchtigkeit, das ist der Zauberstab, an dem man durchs Leben kommt.

Vollkommen einverstanden! Berufliche Ertüchtigung gehört eigentlich zu den Selbstverständlichkeiten, und sie ist heute auch im Bauernstand nötiger denn je. Aber — und das muss heute gehört werden in allen Ständen: Es gibt zwei Arten Tüchtigkeit, diejenige der Martha und diejenige der Maria, die ohne und die mit dem einen Notwendigen. Die Marthatüchtigkeit wird von Jesus glatt abgelehnt, weil die Seele daran verhungert. Anerkannt wird von ihm nur Mariatüchtigkeit.

Man hat oft den Eindruck, wenn man Berichte von Fachschulen oder Leitartikel von führenden Persönlichkeiten liest, es sei da unheimlich viel von der Marthatüchtigkeit die Rede, von jener Tüchtigkeit, die zu Diplomen und Anerkennungen, zu wertvollen Zuchtergebnissen und amerikanischen Hühnerhäusern führen soll — und zum Bankrott der Seele. Die Marthatüchtigkeit ist wie eine Riesenspinne, die mehr und mehr alle Lebensgebiete mit ihrem feinen, wie Fortschritt und Bildung aussehenden Netz überstrickt, und uns dabei unmerklich die Seele aus den Leibern saugt.

Wir wollen den Ruf nach Tüchtigkeit hören, aber dabei wohl bedenken, dass nicht jede Tüchtigkeit gut ist, dass es eine Tüchtigkeit gibt, die ruiniert. Wo der Tüchtigkeit nicht das Sitzen zu des Meisters Füßen vorangeht, da wird der grosse und entscheidende Rechnungsfehler begangen, da fehlt das eine Notwendige, da fehlt das Herzblatt im Kraut, da fehlt der Dotter im Ei, der Kern in der Ähre, da fehlt das eine, das not tut.

Es ist eine ernste Mahnung, die uns aus dieser Bibelstelle entgegentönt; ob wir sie hören oder nicht, damit steht und fällt nicht nur der Bauernstand, sondern unsere ganze Kultur.

Zur Kartoffelernte

Matthäus 11,28

Aus schmalen Kellerfenstern dringt der trübe Schein der Laternen und in regelmässigen Abständen das dumpfe Rollen der ausgeschütteten Früchte. Das ist die Zeit, da der Bauer in ganz besonderem Sinn Lastträger wird. Die Männer krümmen Nacken und Rücken unter der Zentnerlast der Kartoffelsäcke. Ihre Beine beben leise unter dem Gewicht, wenn's die allzu hohen Stufen hinuntergeht. Und drinnen die Hausfrau weiss auch, dass sie den ganzen Tag die Körbe geschleppt hat, von der Furche zum Sack.

Und doch sind Kartoffelkörbe und Säcke nicht die schwersten Lasten, die wir Menschen schleppen müssen. Ich lag einst einen Monat lang in einem Spital. Am ersten Tag fragte ich meinen Bettnachbarn zur Rechten, einen jungen, rotwangigen Mann, was ihm denn fehle? Statt einer Antwort streifte er die Decke weg und zeigte mir den Stummel eines Oberschenkels. Später erzählte er mir, er sei Freiburger, von Beruf Sackträger in einer Schokoladefabrik. Mit leuchtenden Augen schilderte er daraufhin, mit welcher spielender Leichtigkeit er die Zweizentnersäcke getragen habe, damals, als er noch auf zwei gesunden Beinen gegangen. "Und jetzt, jetzt muss ich dann am Stecken gehen, und mit dem Sacktragen ist's für alle Zeiten vorbei." Die unterdrückten Seufzer, die ich in langen Krankenhausnächten vom Nachbarbett hörte, erzählten mir in unvergesslicher Sprache: Da liegt einer, der würde gern sein Leben lang die schwersten Lasten schleppen.

Es gibt freilich noch eine Last, die ist schwerer als Kartoffelsäcke, ja, die ist schwerer als die Last eines kranken und gebrechlichen Leibes, und das ist die Last, die als Schuld ein Gewissen drückt. Diese Last kann so schwer werden, dass sie nicht mehr tragbar ist. Es braucht nicht das Ouan-

tum der Sünde zu sein, das sie untragbar macht. Es gibt Menschen, die haben ein merkwürdig tragfähiges Gewissen, ein Gewissen wie eine Viehwaage, die nur auf grosse Stücke anzeigt. Aber es gibt auch Menschen mit zartem Gewissen, mit Gewissen wie eine Apothekerwaage, die schon den Zehntel eines Grammes mächtig anzeigt.

Das war das Urerlebnis aller Gotteskinder, dass ihnen eines Tages die Last der Sünde untragbar wurde und sie zu Gott hintrieb. So hat's ein Augustinus erlebt, so ein Luther im Kloster, so ein Paulus, so schon manch ein unbekanntes Menschenkind, dessen Name bei Gott angeschrieben ist. Wer so weit ist, dass er sein allzu gut Gewissen verlor und unter der Last seiner Schuld zusammenbricht wie ein Schülerkind unter einem allzu schweren Kartoffelsack, der, und einzig der, steht Jesus nah. Der kann nicht mehr sagen, er wisse gar nicht, warum die Pfarrer von der Sünde ein solches "Gschiess" machen können, "emel ich hab keine", wie letzthin ein altes Mütterchen sich geäussert hat. Wem die Sünde ein Gewicht wird, und zwar ein Gewicht, das zerdrückt, der ist sozusagen Jesus reif und dem fangen Worte wie "Gnade", "Erlöser", "Sünderkreuz" an zu leuchten wie eine Schrift am Wegrand aufleuchtet, die im Dunkel lag, und jetzt vom Scheinwerfer eines herannahenden Automobils bestrichen wird.

Und der weiss dann auch, warum die Botschaft von Jesus Christus die "frohe" Botschaft heisst. O, diese Botschaft von Christus dem Gekreuzigten, die ist so freundlich und so froh, dass es einem fast die Sprache verschlägt, wenn man sie weitergeben soll. Von diesem Kreuz aus ist eine Einladung an uns ergangen, an uns alle, die wir Lastträger und Lastträgerinnen sind. Diese Einladung lautet wörtlich: "Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Alle! Du seufzest unter der Last der Kartoffelsäcke? Komm

her! Du seufzest unter der grösseren Last der Krankheit und des Todes? Komm her! Du bist zusammengebrochen unter der untragbaren Last der Schuld? Komm, o komm!

Kommt her alle! Alle Belasteten. Sag, sollten wir diese freundliche Einladung dem heutigen Lastträgergeschlecht nicht auf die Gassen hinaus und in die Häuser hinein nachrufen? Sollten wir sie nicht an allen Telefonstangen und Hausecken anschlagen? Kommt her zu mir alle, die ihr mühevoll und belastet seid, ich will euch erquicken.

Der Anfang von unten

Matthäus 4,18; 11,4-5; 1. Korinther 1,26-31

Friedrich Nietzsche beschreibt einmal den Sonnenuntergang an einem See mit den Worten, da rudere der ärmste Fischer noch mit gold'nen Rudern. Seitdem unser Meister aus den Fischern vom See Genezareth seine ersten Jünger sich geholt hat, und seitdem dieser Beruf so sehr ausgestorben ist, dass man bald keine eigentlichen Berufsfischer mehr kennt, hat der Fischerberuf in den Augen der Christenheit eine ganz besondere Weihe bekommen und es gibt liebe Christen, die können sich einen Fischer nur mit einem Heiligenschein denken, als ruderte er gleichsam "mit gold'nen Rudern".

Der Fischer, so wie du ihn aus der Nähe siehst, ist ein geplagter Mann. Er ist's nicht nur heute, er war's immer und überall. Seine Arbeit - da, wo sie Existenz sein soll und nicht bloss Liebhabelei! - gehört zu den schlimmsten Saisonberufen. Der Fischer muss hungern können, und auch seine Frau und seine Kinderchen. Manchmal haben sie etwas zu beissen, und manchmal nichts. Wohl ihnen, wenn sie neben der Fischerei, wie das heute mehr und mehr üblich wird, Landwirtschaft treiben. Das Glück, auf das beim Fischen ähnlich wie beim Jagen viel ankommt, ist ein gar unsicherer Baugrund für eine Familienexistenz. Ich weiss von einer Frau, die jahrelang gezittert hat, wenn der Zeitpunkt wieder kam, da es sich darum handelte, dass ihr Mann das Patent wieder für ein Jahr kaufen sollte. Wie viel hätte sie darum gegeben, wenn er sich vom treulosen See völlig der zuverlässigeren Scholle zugewandt hätte!

Der Fischer und die Armut, die Armut und der Fischer, sie gehören darum zusammen. So ist auch der "arme Fischer" eine immer wiederkehrende Figur in vielen Geschichten. Hier wird das Reichwerden beständig vorgespiegelt — und

beständig verhindert.

Fischers Armut erreicht ihren Höhepunkt, wenn ihm der See die Netze zerreisst; denn dann hat er nichts mehr. Jeder Gantbeamte (Konkurs-, Betreibungsbeamter) hat die Weisung, dem Schuhmacher oder Zimmermann wenigstens sein Werkzeug zu lassen bei der fruchtlosen Pfändung. Der Gantbeamte hat Erbarmen. Der See hat keins. Er kann alles nehmen, Gut und Leben.

Zweierlei muss der Fischer können. Einmal warten. Stundenlang, tagelang, nächtelang, Monate und Sommer lang warten. Wer nicht geduldig ist, eignet sich nicht. Aber nicht nur warten muss er können, sondern auch das Gegenteil, handeln und zugreifen, wenn die Stunde, die Minute, die Sekunde oder gar der Bruchteil einer Sekunde es gebietet. Hemmungen kann einer nicht brauchen. Da kann es heissen: "Jetzt, oder nie!" Dann gilt es den Einsatz aller Kraft und blitzschnelle Entschlossenheit. Es ist das Wesen des Jagd- und Fischerglücks, dass es auf niemanden wartet.

Das seltsamste an diesem Beruf aber besteht darin, dass man trotz seiner Kärghlichkeit und Unsicherheit sich nur sehr schwer von ihm trennt. Ich weiss von einem, der mit seiner Familie hungerte. Schliesslich gelang es den Angehörigen der Frau, ihn vom See und seinem Beruf zu trennen und ihm anderwärts ein Auskommen zu verschaffen. Nach Jahresfrist stand der Mann mit seiner Familie wieder da. Als einzigen Grund zur Umkehr gab er an: Heimweh, Heimweh nach dem See und nach den lockenden Schätzen der Tiefe. Man kann diesem Beruf verfallen wie einer Leidenschaft. Es gehört zu seinem Wesen, dass er einem zur Sucht wird und "ins Blut übergeht".

So ungefähr sehen unvergoldete, das heisst, wirkliche Berufsfischer aus. Auf der Stufenleiter der bürgerlichen Berufe steht dieser jedenfalls zusammen mit dem Jägerberuf zu unterst. Vom unmassgeblichen Standort der Kultur

aus gesehen, können sie jedenfalls nicht viel, jene Fischer vom See Genezareth, sie können weder lesen noch schreiben. Aber — sie können arm sein. Sie können hungern. Sie können warten. Sie können sich einsetzen. Sie sind "nur" Fischer; aber was sie sind, sind sie ganz.

Und den Fischern vom See gilt unseres Meisters erster Besuch. Wenn Jesus anfängt, dann fängt er unten, zu unterst an, bei den Fischern. Aus ihrer Mitte holt er sich seine ersten, sozusagen bedeutsamsten Jünger. Da wo die leibliche und geistliche Armut wohnt, kann die göttliche Herrlichkeit offenbar werden; und wo menschliche Gebrechlichkeiten und Gebundenheiten gross sind, da erscheint der Erlöser.

Jesu Anfang von unten ist bedeutsam für die Kirche. Der Missionsmann Johannes Warneck legt in seinem Buche über Paulus und die Heidenmission seinen Finger eindringlich auf die Tatsache, dass auch der Apostel Paulus unten anfang. Dass er nicht zu den Weisen und Klugen ging, die das Zeug gehabt hätten zu geistvollen Religionsgesprächen, sondern zu den Kleinen und Geringen, die dafür dem Reich Gottes offener gegenüberstanden. Er weist darauf hin, dass jeder Geistesblitz, der nur gleichsam die Spitzen der Menschenpyramide vergoldet, und dass jede Religion und Missionsarbeit, die nicht unten anfängt und den tragenden Massen zur Kraft wird, unwirksam bleiben muss. Der Kraftstrom, der eine Pflanze aufbaue, ströme von unten nach oben. Dies Wachstumsgesetz gelte auch im Reiche Gottes.

Erst als die Reformation unten anfang und das breite Volk ergrieff, wurde sie Reformation. Erst wenn Christus in Indien bei den sechzig Millionen Kastenloser einzieht, wird auch das Leben in die Kirche Indiens machtvoll einziehen. Und, ziehen wir die Linie aus bis zu uns: Das ist heute die grosse Not der Kirche, dass sie nicht nur keine Kirche der

Unteren ist, sondern den Nöten des arbeitenden Volkes weithin noch wie Loths Weib nach der Erstarrung gegenübersteht. Der Industriearbeiter steht draussen. Der Mittel- und Kleinbauernstand hat seinen Fuss auf der Schwelle, um auch zu gehen.

Aber Jesus geht zu den Fischern. Nicht, weil sie besondere Ausbünde (Verkörperungen) von Tugendmenschen sind. Sie können arm sein und hungern, warten und sich einsetzen, mehr Nöte als Tugenden. Jene natürlichen Eigenschaften aber, die sich in ihrem harten Kampf ums Dasein herausgebildet haben, weiss der Meister zu schätzen. Das hören wir aus dem seltsamen Wort "Menschenfischer". Fischer, o ja, Fischer sollen sie auch künftighin bleiben. Hier ist brauchbares Holz. Es klingt fast wie ein Kompliment, dieses "Menschenfischer", als wollte ihnen Jesus auf die Achseln klopfen und sagen: "Wartet nur! Wir wollen auch hinausfahren in den Sturm! Wir wollen auch arm sein miteinander! Wir wollen auch warten, noch ganz anders warten! Wir wollen auch entschlossen uns einsetzen wenn's gilt, noch ganz anders! Es soll euch auch in Fleisch und Blut übergehen, und was ihr sein werdet, das werdet ihr ganz sein — Menschenfischer!"

Der Griff von oben

Markus 1,16-20

Die Art und Weise, wie Jesus seine Jünger aus den Fischern vom See Genezareth herausholt, gehört zum seltsamsten von allem, was uns die Bibel berichtet. Was uns bei der Berufung der Jünger vor allem auffällt, das ist, ich möchte sagen, die Wortkargheit des Vorgangs. Nichts von langen Belehrungen oder gar Überredungskünsten. Ein knapper Anruf, ähnlich einem Kommando, und als Antwort darauf Gehorsam der Angerufenen.

Die Wortknappheit sowohl beim Meister als bei den Gemeisterten ist das äussere Zeichen dafür, dass hier eine Entscheidung fällt. In entscheidungsvollen Augenblicken werden wir still. Wenn der Fischer das Netz einzieht, wenn der Giesser den Zapfen wegstösst und der Guss hervor-sprühend sich vollzieht, wenn der Chirurg den entscheidenden Schnitt führt, dann hört alles Plaudern auf und es wird nur mehr gehandelt. Diese Stille des Handelns, die mit gleichem Recht eine Stille des Geschehens könnte genannt werden, liegt über dem Bericht von der Berufung der Jünger. Die Jünger ahnen: "Jetzt gilt's!" So wie es noch nie gelolten hat in ihrem Leben, jetzt gilt's ein für allemal.

Zwar weiss kein Mensch, was in diesen Männern beim Anruf des Meisters vor sich geht. Der Bericht selber verliert kein Wort darüber. Aber wir sehen und trauen unseren Augen kaum, diese Männer stehen auf, und gehen von ihrem Vater weg, und was mehr ist, von ihren Netzen weg, vom See weg, von dem Beruf weg, der ihnen "im Blute sitzt", stehen auf und folgen Jesus nach. Es ist in der Folgezeit von vielen Wundern, die unter der Hand des Heilandes geschahen, die Rede; das da ist das erste, das Wunder des Gehorsams und der Nachfolge. Jesus hat in der Folgezeit viele arme Menschen gelöst von starken und

stärksten Bindungen. Dass er mit seinem Ruf hier vier Männer ablöst von ihren Verkettungen an die Vergangenheit, und noch dazu vier Fischer, und sie frei macht für den Dienst, das ist eine seiner ersten Erlösertaten.

Du meinst doch nicht etwa, die Nachfolge, wie sie uns hier gezeigt wird, sei einzig und allein menschlicher Gehorsam. Wer meint, die Nachfolge aus der menschlichen Gutwilligkeit erklären zu können, der hat's noch nie probiert, nachzufolgen, sonst hätte er bald gemerkt, wie hart und zäh die Bänder sind, die uns mit der Umgebung und mit der Vergangenheit verknüpfen. Es ist dazu wohl die völlige menschliche Bereitschaft und Offenheit nötig, die der reiche Jüngling nicht aufbrachte, und der greise Nikodemus auch nicht, die aber bei diesen grossen Kindern da vom See Genezareth vorhanden ist, und zwar so vorhanden, dass Jesu kraftbegabter Anruf einschlägt und als befreiende und bewegende Kraft wirksam wird.

So wirkt Gott. Nicht der harmlose Gott, sondern der Gott, der seinen Willen hat, und diesen Willen durchsetzt, der seine Pläne hat, und diese verwirklicht. So wirkt der Gott, der nicht ein Gedankengebilde ist, oder eine Idee, sondern — jemand, eine Person, eine anrufende und zugreifende.

Ich sah einst einen Fischer am See, der ging hin zum Fischkasten und beugte sich darüber. Da unten wimmelte es von Fischen mit grauen Rücken, einer grau wie der andere. Und nun greift er hinein, von oben herab, und holt sich einen heraus. Er ist grau wie alle, aber nun ist er herausgehoben aus dem Kasten, er mag sich wehren und winden, der Griff von oben hält ihn umschlungen und lässt ihn nicht mehr los. So greift der Gott, den uns die Heilige Schrift offenbart, in seine Welt hinein, und wen er erfasst mit seinem Griff von oben, der kommt nicht mehr von ihm los. Das ist der Gott, den wir nicht zu beweisen brauchen mit mühsamen Gedankenkünsten, der Gott, der sich selber

beweist, mit handgreiflicher Deutlichkeit.

Wir wollen ehrlich sein: Nicht wahr, der Gedanke, dieser Gott könnte eines Tages nach uns greifen, beklemmt uns fast ein wenig das Herz. Diese Angst ist sozusagen normal. Sie ist der Wille in uns, der nicht Gottes Wille ist, und diesem widerstrebt. Diese Angst verrät, wie es um unsere Bereitschaft steht. Aber auch dann, wenn wir bereit sind, uns unter Gottes Willen zu beugen, löst der Gedanke an den Ruf und Griff aus der Höhe in uns einige Bangnis aus. Das Absterben, das dann einsetzt, wenn Gott anruft und zugreift, ist nun einmal keine Kleinigkeit. Unsere Netze sind uns allen viel zu lieb; wir wollen nicht dergleichen tun, als gäben wir sie mit Freuden und ohne Zittern daran.

Aber das Versprechen des Meisters ist uns bekannt, dass derjenige, der sein Leben verliert um seinetwillen, das Leben gewinnen wird. Die Nachfolge bedeutet für die Jünger eine harte Rekrutenschule. Die Nähe des Meisters lässt keine Weichlichkeiten zu. Das Merkwürdige ist darum, dass in den Evangelien kein Ton laut wird, als hätten die Jünger jemals wieder zu den Netzen zurückbegehrt. Ja, es geht ihnen seltsam in der Nachfolge. Manches dünkt sie jetzt süß, was sie vorher bitter dünkte. So wie sie früher meinten, nicht ohne Netze und nicht ohne die lockenden Schätze der Tiefe leben zu können, so ist ihnen später der Blick aufgegangen für andere unergründliche Schätze. Nachdem sie einmal den Segen der Gemeinschaft mit dem Herrn geschmeckt haben und den Segen der Nachfolge, wird es ihnen geschenkt, dass sie mit Freuden arm sein können, mit Freuden warten und mit Freuden sich einsetzen können.

Und schliesslich — der Arbeiter ist seines Lohnes wert — "habt ihr jemals Hunger gehabt? Nein, nie keinen!" Hungern müssen sie nie mehr.

Beim Mistteilen

Matthäus 7,12

Und sollte ich hundertjährig werden, ich werde sie nie vergessen, die alte Josephine mit dem grauen Kopftuch. Vor allem ein Erlebnis hat sich mir eingebrannt, das ich mit dieser alten katholischen Tagelöhnerin einst hatte. Sie hat mir nämlich eine Unterweisungsstunde erteilt, eine von denen, die man fast Wort um Wort im Gedächtnis behält. Eine aus dem Katechismus des Lebens.

Das war im Spätherbst, unmittelbar vor Beginn der Winterschule. Ich mochte damals vierzehn Sommer haben. Wir zerteilten Mist auf der Einschlagmatte, Josephine, ein junges Knechtlein und ich. Es waren die letzten Fuder aus der Grube, darum hin und wieder ein Stein oder anderer Fremdkörper darin. Ich hatte im vergangenen Sommer zum erstenmal eine Sense in die Hand bekommen vom Bauer und dabei oft schmerzlich erfahren, was Steine auf der Matte für dünn gedengelte (Schneide schärfen und härten durch hämmern) Sensen bedeuten. Aber statt nun den Rücken zu krümmen und sie aufzulesen, oder sie in den herbstfeuchten Boden zu treten, machte ich mir bald ein Spiel daraus, sie in den Markgraben hinauszuschleudern. Dabei konnte selbstverständlich nicht vermieden werden, dass hie und da einer zu weit flog oder auf Nachbars Matte hinüberrollte.

Eine Zeitlang schwieg die Magd und liess das wenig gescheite Tun gewähren. Da kam in einem neuen Misthaufen, den ich eben in Angriff genommen hatte, ein Stück von einem rostigen Fassreifen zum Vorschein. Kunstvoll balancierte ich dasselbe auf der Gabel hin und her, und schleuderte es schliesslich hoch im Bogen aufs benachbarte Grundstück hinüber.

Jetzt aber war bei Josephine "Heu genug herunter". Sie

hielt einen Augenblick in ihrer Arbeit inne, benutzte denselben, die Hände frisch einzuspeicheln, und sagte dann mit einer Stimme voll heiligen Zorns:

"Du! das ischt aber nit schön. Was du nicht willscht, dass man dier tue, das füg auch keinem anderen zue! Wüsse das die Reformierte nit?"

Das traf wie eine Ohrfeige, vor allem das letzte Sätzlein. Mir war, als stände ich in diesem Augenblick auf dem Dorfplatz beim Feuerwehrhäuschen vor aller Öffentlichkeit am Pranger, und sah blitzartig die bodenlose Schlechtigkeit meiner Handlungsweise im durchdringendsten Licht. Ja, ich bin gewiss, wäre der Knecht nicht mit seinem lauernden Lächeln daneben gestanden, ich hätte schleunigst den Unrat wieder zurückgeholt von Nachbars Grundstück.

Aber wie dem so ist in jenen Jahren, man ist ein dummer Landbub und fürchtet als solcher nichts so sehr wie Spott der Kameraden. Grobheiten mögen wir voneinander vertragen, nur nicht Spott. Der Teufel weiss das. Darum braucht er nicht selten die Waffe des Spottes, wenn er unsere guten Regungen zunichte machen will.

"Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu!"

Dies Wort, das mich einst traf aus dem zahnlosen Mund einer katholischen Tagelöhnerin, mag uns alle treffen, so oft wir uns darob ertappen, dass wir dem Nachbar Steine auf den Acker werfen. Wenn wir doch schon vom Tier sagen: "— denn es fühlt wie du den Schmerz", wie viel mehr noch sollten wir im Blick auf Menschenbrüder daran denken: "Plag ihn nicht! Er fühlt wie du den Schmerz! Wirf ihm nicht Steine auf den Acker!"

Unser aller Meister aber, seien wir nun Katholiken oder Protestanten, seien wir Meister oder Knecht, unser aller Meister hat einst ein ähnlich Wort gesagt wie jene Tage-

löhnerin: "Alles nun — so sagte er — was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch."

Ähnlich — und doch anders! Hast du ein feines Ohr? Hör gut zu, ich will die beiden Worte nochmals hintereinander sagen. Der Volksmund sagt: "Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu." Der Meister aber sagt: "Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch."

Der Volksmund redet vom Schaden, den wir einander nicht zufügen sollen. Jesus aber hat die Wohltaten im Sinn, die wir aneinander üben sollen. Unser Meister begnügt sich nicht damit, dass wir einander in Ruhe lassen und einander nicht wehtun. Er geht weiter und sagt: Wohltun sollt ihr einander. Es ist schön, wenn du deinen Nachbarn nicht hassest. Aber der Meister sagt: Lieben sollst du ihn.

Einander in Ruhe lassen, nebeneinander leben können mit einigem Murren und Knurren, das verlangt der Schöpfer sogar von Hund und Katze. Uns hat er mehr zugetraut.

Eine Dreschmannschaft hat Zahhtag

Lukas 10,17; Johannes 4,36; Matthäus 20,16

Ich durfte Friedensrichters beim Dreschen helfen. Zwar war ich damals noch keine grossartige Arbeitskraft. Oben auf der Maschine, neben dem Einleger stehend, musste ich die weggeworfenen Garbenbänder zusammenlesen und in Bündelein zu je fünfundzwanzig Stück zusammenbinden. Halb Spiel, halb Arbeit. Unübertreffliches Erziehungsmittel des Bauern, der es für seine Kinderchen anzuwenden versteht.

Nach zwei Tagen gegen Abend schwieg der Lärm der Maschine. Man rief zum Zahhtag. Zahhtag, für mich ein neues, geheimnisvolles Wort. Aber nicht nur für mich; denn als die ganze Mannschaft vor der Einfahrt stand, den Staub abschüttelte und an der frischen Luft Atem holte, da kamen mir diese Männer alle merkwürdig verändert vor. Sogar der sonst so schweigsame Maschinist sagte einige Worte und lachte dazu, so dass seine weissen Zähne aus dem geschwärzten Gesicht hervorblitzten.

Stolz erhobenen Hauptes schritt ich mit der ganzen Schar hinunter in die Stube. Ich wusste, ich gehörte zu ihnen, war nun gleichsam einer von der Dreschmannschaft. Drunten war noch einmal Wein und Brot und Käse aufgestellt. Bald füllte sich die niedere Stube mit fröhlichem Männergeplauder. Es war, als müsste man nachholen, was man in Staub und Lärm nicht hatte tun können, weil man sein eigen Wort nicht verstanden hätte.

Oben am Tisch aber sass der Bauer. Vor ihm auf dem Tisch stand die prallgefüllte, grauschmutzige Schweinsblase. Einer nach dem anderen wurde jetzt beim Namen gerufen, und nahm in klirrenden Fünflibern (Fünffrankenstück) und Fränklein (Einfrankenstück) seinen Lohn in Empfang; zuerst der Einleger, dann der Maschinist, dann der Binder.

Und jeder wurde gefragt: "Bisch zfride?" (Bist du zufrieden?) Und jeder nickte stumm. Sowie die Auszahlung begann, wurde es kirchenstill in der Stube, als vollzöge sich eine religiöse Handlung.

Ganz zuletzt, als der Beutel bedenklich zusammengeschrumpft war, kam auch ich noch daran. Ich erhielt ein neues Fünfzigrappenstück. Mein Stolz war gross, als ich heim eilte und erklärte, ich hätte Zahhtag gehabt.

Dies frühe Erlebnis tauchte vergangene Woche wieder aus meiner Erinnerung auf, als ich in der Schrift das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg las, während aus nächster Nachbarschaft das geschäftige Surren der Dreschmaschine zum Studierstubenfenster hereindrang. Mir war, als sähe ich noch einmal den alten Hausherrn im blauen Burgunder, die Arbeiter, die gemessen und feierlich ihren Lohn einstrichen, und den Knaben, der das neue Geldstück krampfhaft zwischen die dreckigen Bubenfinger presste, um es auf dem Heimweg nicht zu verlieren.

Zahntag! Lohn! Das war das erste Mal, dass ich den Zauber dieser Worte spürte, bis tief ins Kinderherz hinein. Von da an habe ich von Jahr zu Jahr deutlicher erfahren, wie sehr die Welt, in der ich lebte, unter der Zaubermacht dieser beiden Worte steht.

Die Dreschmaschine surrte um Lohn. Aber nicht nur sie. Die Maschinen in der hundertfenstrigen Fabrik unseres Dorfes surrten um Lohn. Und die Räder der Bauernwägelin, die am Dienstagmorgen an unserem Haus vorbeirollten, sie rollten um Lohn, und das Automobil des Arztes, das vors Haus fuhr, fuhr um Lohn. Und als die vielen hundert Arbeiter eines Tages vor der Fabrik stehen blieben und Streikposten aufstellten, da hiess es, es gehe um den Lohn. Und wenn der August im Zirkus Knie seine Spässe machte und uns vor Lachen die Tränen über die Backen rollten, dann rief er, bevor die Mädchen mit der Sammel-

büchse durch die Zuschauer streiften: "Meine Herrschaften, der Arbeiter ist seines Lohnes wert." So erschien mir der Lohn mehr und mehr als die eigentliche Triebfeder der Welt um mich her.

Viel später erst erfuhr ich, dass jenes Wort, das ich zum erstenmal im Zirkus Knie hörte, ein Wort unseres Meisters sei, und dass auch er vom Lohn redet, und zwar auffällig oft. Im Gleichnis von den zehn Talenten erhält jeder seinen Lohn. Einmal preist er die Verfolgten und Unterdrückten selig, denn "euer Lohn ist gross im Himmel". Dem reichen Jüngling legt er nahe: "Verkaufe, was du hast und folge mir nach, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Nie redet der Meister von einer Entsagung, von einem Opfer, von einer Arbeit oder von einem Dienst umsonst und ohne Lohn.

Die ganze biblische Gedankenwelt läuft auf einen Zahltag hinaus, da alle fälligen Rechnungen der Welt revidiert werden. Es ist die Endabrechnung der Zeiten, das Jüngste Gericht. Dann macht der Herr der Welt den Schlussstrich und bezahlt einem jeglichen, wie er will.

Die Tatsache, dass auch Jesus, gleich wie die Geschäftswelt, vom Lohn und Zahltag redet, war für die Frommen aller Zeiten eine grosse Gefahr. Gar leicht fangen wir an, Gott gegenüber ein Rechnungsbuch über unsere guten Taten zu führen, ein Geschäftsbuch mit Soll und Haben. Und wir rechnen Gott vor, wie gross unser Guthaben bei ihm sei, und pochen auf unsere Aktiven bei jedem neuen Dienst, den wir ihm tun. Und eins zwei drei sind wir zu anmassenden Himmelsspekulanten geworden. Daran aber hat der Teufel Freude.

Vor frommer Lohndienerei hat uns der Meister auf ganz wunderbare Art gewarnt. Petrus fragte ihn einst: "Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?" Jesus antwortet ihm, was er erwartet hat:

Lohn, und zwar "wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben". Aber das ist nicht Jesu ganze Antwort. Gleich im Anschluss daran erzählt er dem Frager folgende Geschichte:

Ein Weinbauer hat die Rebarbeiten zu vergeben. Er geht auf den Markt und dingt Knechte für einen Tag. Der Arbeitstag dauert von morgens 6 bis abends 6. Der damalige Taglohn für zwölf Stunden betrug zirka einen Franken heutiger Währung pro Arbeiter. Um 9 Uhr geht er nochmals und dingt Arbeiter, um 12 und 3 Uhr noch einmal, und um 5 Uhr, eine Stunde vor Feierabend, noch ein letztes Mal.

Um 6 Uhr ist Zahltag. Der rechnende Verstand eilt der Erzählung einen Augenblick voraus. Der volle Taglohn ein Franken. Ein Dreiviertelstaglohn fünfundsiebzig Rappen. Ein Halbttaglohn fünfzig Rappen. Ein Viertelstaglohn fünfundzwanzig Rappen. Ein Stundenlohn aufgerundet zehn Rappen. Hätte der Weinbauer so gerechnet und bezahlt, die Sache wäre in Ordnung gewesen und keiner hätte reklamiert. Wie die Leistung, so der Lohn.

Aber nun fährt Jesus anders weiter. Die Stundenarbeiter werden zuerst abgerufen. Schon da werden die anderen stutzig. Was steckt da dahinter? Mit wachsendem Befremden sehen sie jetzt, dass diesen für die einzige Stunde ein ganzer Franken, ein voller Taglohn ausbezahlt wird. Ein blitzartiges Multiplizieren geht in diesem Moment durch die Köpfe der Arbeiter. Was? Ist's möglich? Nein doch! Für eine Stunde ein Franken, für drei Stunden also drei Franken, für sechs und zwölf Stunden sechs und zwölf Franken — Welch eine glänzende Idee von diesem Herrn!

Aber der Herr bezahlt den Dreistündigen auch einen Franken, den Halbtägigen, den Dreivierteltägigen auch, und

den Ganztägigen ebenfalls. Nach Gesetz hat er nur die letzteren belöhnt. Allen anderen gab er zuviel. Aber kein Jubel, keine Dankbarkeit, ein Murren geht durch die Männer; der Neid ist unter sie gefahren wie das gelbe Fieber. Und sie verhehlen dem Herrn ihre Gefühle nicht.

Der Herr aber nimmt den lautesten Reklamanten beiseite. "Mein Freund," so redet er ihn an, "ich tue dir nicht unrecht. Hast du's nicht mit mir gemacht um einen Franken? Nimm, was dein ist, und geh. Siehst du darum scheel, weil ich so gütig bin? Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein."

Der Zahntag, der uns da beschrieben wird, ist einzigartig und unserem Denken fremd. Hätte jener Bauer im blauen Burgunder, von dem ich eingangs erzählte, mir den gleichen Lohn ausbezahlt wie dem Maschinisten und dem Einleger und Binder, es hätte auf dem Platz Krach gegeben. Der Mann wäre als nicht mehr normal vielleicht ins Irrenhaus eingeliefert worden. Und doch hätte er nur getan, was der Herr im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg.

So ganz anders sind die Gesetze im Reich Gottes. So völlig anders ist das, was wir meinen, wenn wir von Lohn reden und das, was Jesus meint, wenn er von Lohn spricht. Jesus rechnet nicht nach unserem Einmaleins, sondern nach dem Seinigen. Und er hat andere Lohntarife, als wir Menschen sie haben. Wir können ihm nachrechnen, nie werden wir ihm nachweisen können, dass wir zu kurz kommen. Aber vorrechnen lässt er sich nichts. Wer ihm vorrechnet und spekuliert, wird Enttäuschungen erleben. Er bezahlt Lohn, aber so wie er's meint und will, und nicht so, wie wir's wollen und meinen.

Was uns aber vor allem auffällt in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, das ist die grosse Güte des Herrn. Eine Güte, die unser Denken wiederum übersteigt. Die einen erhalten, was sie verdient haben. Zu kurz kommt

niemand. Die meisten aber erhalten das Mehrfache ihres Verdienstes, das Dreifache, Sechsfache, und sogar das Neunfache. Das ist der Gott, der seinen Segen ausschüttet auch über den, der's nach unserer kleinen Meinung nicht verdiente; der Gott, der seine Sonne scheinen und der's regnen lässt über Fromme und Gottlose, über Gerechte und Ungerechte. Das ist der unbegreiflich gütige Gott.

Der Herbst ist vorbei. Ihr habt den letzten Roggenacker bestellt und das letzte Pfälzerrüblein im Keller. Der Herbst ist der Zahltag des Bauern. Haben wir nicht Herbst um Herbst den Eindruck, der Schöpfer segne die Erde über unser Verdienst, er habe uns dreimal, sechsmal, neunmal so viel gegeben, als wir verdient hätten?

Zahltag des Bauern. Lass den Neid nicht aufkommen gegen den Bruder, weil auch bei ihm Scheunen und Keller sich füllten. Gottes Güte ist ja doch alles. Der Neid ist die sündlichste aller Sünden; denn er macht die Faust gegen den Vater im Himmel, weil er unbegreiflich gütig ist.

Herbstzeit, Zahltagszeit. Gott bewahre dein Auge vor dem scheelen Blick.

Winter

Bei der Winterarbeit

Johannes 14,6

Der Brennhafen hat bald sein giftig Liedlein ausgepiffen im modernen Bauernhaus. Wir sagen: Gottlob! Das Dreschen wird mehr und mehr sofort im Herbst nach beendeter Ernte erledigt. Garbenbänder dreht nicht mehr der Melker im Stall, sondern der Arbeiter in der Fabrik. So gilt es, andere bäuerliche Winterarbeit zu erschliessen. Der Bauer guten Willens kommt nie, auch im tiefsten Winter nicht, vor die Arbeit hinaus. Und wenn auch! Wäre das ein so grosses Unglück, wäre das etwa Zeitverlust, wenn er einmal Zeit fände zum Besuch eines Vortrages oder gar einer Vortragswoche, oder zum Lesen einiger guter Bücher? Die Bauernarbeit mit Bleistift, Feder und Buch wird immer mehr als eine Notwendigkeit erkannt. Ich vergesse nie den Ausspruch eines alten Verstorbenen: "Der Buur muess hützutag e chly Profässer sy." (Der Landwirt muss heutzutage ein wenig Professor sein)

Und dann die Arbeit mit Axt und Säge, mit Hammer und Zange. Mein junger Nachbar hat letzthin unter der Anleitung eines findigen Knechts zwei prächtige Baumleitern gezimmert. Einen Gemeindepräsidenten traf ich einst beim Korbflechten. Ein Jungbauer von jenseits des Berges zeigte mir eine grosse Menge Obstharrasse, lauter Winterarbeit.

Wer so an langen Winternachmittagen mit Hammer und Nagel hantiert, hat schon erfahren, dass das Holz, in das man den Nagel treibt, etwa einmal spalten kann. Dies Missgeschick hat schon manchen Ärger bereitet. Du willst noch rasch eine Kiste in Torfmull verpackte Sauergraeuch (Apfelsorte) an deinen Hotelkunden ins Oberland schicken. In einer Viertelstunde fährt der Zug, rasch noch den Deckel zugenagelt; du willst den beschädigten Hauenstiel flicken; du willst deinem Bub die hergenommenen Holzböden noch

einmal beschlagen, und — im Handumdrehen kann das Unglück geschehen sein. Wer nagelt, der muss in Kauf nehmen, dass es hie und da Stücke gibt.

Aber nun weiss ich ein einfaches Mittelchen, beim Nageln die Gefahr des Sprengens zu vermeiden. Vielleicht weisst du es auch. Wenn nicht, so will ich dir's gleich sagen; der Grossvater hat mir's verraten, als ich fünfjährig war und er mich nageln und hämmern lehrte; es hat mir selten versagt: "Willst du Nägel einschlagen," so hat er gesagt, "und sicher sein, dass sie nicht sprengen, dann klemmst du ihnen ein wenig — nur ganz wenig — die Spitze vorn ab."

Worte der Wahrheit sind spitzer als Nägel, sind "schärfer denn kein zweischneidig Schwert", dringen durch Mark und Bein, schneiden ein ins Fleisch und scheiden die Geister. Die Wahrheit hat eine Spitze; und wo die eindringt, da kann's geschehen, dass das "Holz" zu spröd ist und eben splittert. Die Wahrheit ist ein gefährlich Instrument. Sie ist ein Hammer, der nicht nur Holz splittert und Stöcke sprengt, sondern sogar "Felsen zerschmeisst". Sie ist gefährlich, besonders gefährlich für harte Köpfe und für harte Herzen. Wer mit der Wahrheit umgeht, der treibt ein ungemütlich Geschäft. Er muss riskieren, dass Splitter fliegen, unter Umständen gegen den eigenen Kopf. Die Zeugen der Wahrheit haben das je und je erfahren. Sie "mussten gehasset werden von jedermann".

Nun kann man's aber mit dieser Wahrheit genau gleich machen wie mit den Nägeln. Grossvaters Belehrung würde dann heissen: "Willst du Worte der Wahrheit sagen und sicher sein, dass sie nicht splintern, dann klemmst du ihnen ein wenig — nur ganz wenig — die Spitze vorn ab."

Man kann also die Wahrheit so sagen, dass sie nicht splittert und nicht sprengt, so, dass sie ungefährlich wird, ungefährlich für den, der sie sagt, aber allerdings ebenso ungefährlich für den, zu dem sie gesagt wird.

Man kann die Wahrheit so sagen, dass einem gar keine unangenehmen Splitter entgegenfliegen. Und auch da sind es oft die Grossväter, die klugen und erfahrenen, die uns raten, doch ja die Spitze zuerst ein wenig abzuklemmen, "ein wenig — nur ganz wenig".

So ist es die berechnende Vorsicht und abwägende Klugheit, die uns rät, die Wahrheit nie anders zu sagen als mit abgeklemmter Spitze. Wir können es in diesem Spitzenabklemmen geradezu zur Meisterschaft bringen. Man kann ganze Stunden lang, man kann ein Leben hindurch die "Wahrheit" sagen und sich rühmen, es sei nie ein Splitterlein geflogen und nie ein Spältlein gesprungen, und es habe nie gekracht. —

Es ist nun ausserordentlich lehrreich, zu sehen, wie es beim Heiland mit der Wahrheit steht. Er ist es doch, der das erstaunliche Wort sagte: "Ich bin die Wahrheit."

Die Wahrheit. Damit will er offenbar sagen, die ganze Wahrheit, die unabgeklemmte Wahrheit, die Wahrheit mitsamt der Spitze.

Freilich gab es Zeiten und Lagen, da der Heiland in Gleichnissen sprach, so dass nicht alle ihn verstanden. Damit hat er jeweilen die Spitze, die gefährliche Spitze der Wahrheit gleichsam umhüllt, so dass sie vorläufig nur wenigen sichtbar war.

Aber dass die Spitze immer da war, auch dann, wenn man sie nicht blitzen sah, weil sie umhüllt war, das spürten Jesu Gegner; sie spürten es bei jedem Wort, das aus seinem Munde ging. Darum fürchteten sie ihn und sein Wort.

Das Volk aber merkte: Der redet nicht wie die Schriftgelehrten. Deren Hauptkunst besteht ja darin, die abgeklemmte Wahrheit zu sagen, die für Sprecher und Hörer gleich ungefährliche Wahrheit.

Er redet nicht wie sie. Er hat's mit der unabgeklemmten Wahrheit. Darum heisst es mehr als ein dutzendmal, man habe sich entsetzt über ihn. Weil der Heiland die Wahrheit ist, die ganze Wahrheit, darum ist er kein so Harmloser, wie er manchmal dargestellt wird. Es heisst irgendwo von ihm, er sei "gesetzt zu einem Fall und Auferstehen für viele".

Und schliesslich noch eins; denke in diesen Wintertagen darüber nach, was das heisst: Weil er die Wahrheit ist, die ganze Wahrheit samt der Spitze, darum sind schliesslich auch die Nägel so spitz, die ihm selber Hände und Füsse durchbohren, und die Lanze, die ihn in die Seite trifft, und der Dornkranz, der sein Haupt voll Blut und Wunden krönt.

Das Leibblatt

Jeremia 22,29; Hebräer 4,12

In einer Familienbibel aus dem 17. Jahrhundert steht innen auf dem Deckel folgende Notiz: "Diese Bibel gehört mir, Bendicht Schwab zu Siselen und ist mir Lieb, sonsten hät ich sey nit zuerst ausser dem Hauss getragen dan, wo die grosse feursbrunnst gewessen."

Ein Seeländer Bauer aus alter Zeit, der als erstes, also ihm teuerstes Gut, die Bibel aus dem brennenden Haus trägt; noch vor dem Schnitztrog, noch vor dem Geldstrumpf, ja, bevor er die Kuh und Geiss im Stall losbindet, bringt er seine Bibel in Sicherheit.

Heute klagt mir ein schneeweisser, einundachtzigjähriger Mann, sein Gesicht habe in letzter Zeit bedenklich geschlechtet. Noch vor einem Jahr habe er ohne Spiegel lesen können, jetzt sei kein Glas mehr stark genug. Das Leben sei langweilig, vor allem im Alter, wenn man — die Zeitung nicht mehr lesen könne. Der Mann steht mit einem Bein im Grab, und sein grösstes Bedauern geht dahin, dass er die Zeitung nicht mehr lesen kann.

Nicht der Bauer, der bei der Feuersbrunst die Bibel zuerst "ausser dem Hauss getragen", sondern der Greis, der klagt weil er die Zeitung nicht mehr lesen kann, ist der Normalmensch des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich klage nicht an, ich stelle nur fest: Das Leibblatt ist an Stelle der Bibel getreten.

Freilich, es gibt heute viel religiöse Zeitschriften und Kalender, die wenigstens da noch gelesen werden, wo man die Bibel nicht mehr liest. Ein Lichtstrahl in der Nacht. Aber hüten wir uns vor der Meinung, das sei so in Ordnung. Ein religiöses Blatt, auch ein gutes, ist nicht die Bibel selbst. Wo die religiösen Blätter die Bibel nicht ergänzen, sondern ersetzen, da gewöhnt man sich — um

ein Bild zu gebrauchen — an sterilisierte Früchte, die das beste an Vitaminen, an Saft und Kraft eingebüsst haben, und weiss schliesslich gar nicht mehr, wie so ganz anders die frische Frucht des Baumes schmecken würde. Wer ausschliesslich am religiösen Blatt seinen Hunger stillt ein ganzes Leben lang, der darf sich nicht verwundern, wenn er schliesslich den Geschmack am Bibellesen überhaupt einbüsst. Es ist darum sehr wohl begreiflich, wenn ein durchaus ernsthafter Mensch klagt, es sei zwar eine Schande, aber er müsse offen gestehen, dass er die Bibel nicht lesen könne und nicht lesen möge. Das Bibellesen sei ihm mehr eine heilige, eine saure Pflicht, als ein herzliches Verlangen. Diese Satzgefüge und Gedankenreihen seien ihm zu fremdartig, er könne sie mit dem besten Willen nicht fassen.

Dass diese Klänge unserem modernen Ohr ungewohnt geworden sind, ist ganz natürlich. Ein Wunder, wenn es nicht so wäre.

Ganz anders ist das mit der Zeitung. Die lesen wir gern und mühelos. Die Zeitungslektüre sagt uns zu und regt uns an. Zu ihr müssen wir uns nicht zwingen. Mit Ungeduld erwarten wir den Feierabend, da wir zu ihr greifen können, uns in sie zu vertiefen. Was ist es denn eigentlich, das uns im tiefsten Grund von der Bibel entfremdet, das uns aber auf der anderen Seite zur Zeitung hinzieht? Vielleicht erhalten wir einen Fingerzeig, wenn wir versuchen, uns einmal klarzumachen, was die Zeitung ist, und was die Bibel.

Die Zeitung ist ein Geschäft. Die Abonnenten sind die Kunden dieses Geschäftes, die Käufer. Der Zeitungsverleger ist ein Geschäftsmann. Ein tüchtiger Geschäftsmann aber weiss: "Der Kunde hat immer recht." Das heisst, einem Kunden widerspricht man nicht. Darum sagt die Zeitung selbstverständlich das, was der Mehrzahl ihrer

Kunden gefällt, was ihnen Recht gibt, was ihnen wohltut, was die Kunden unterstützt und bestärkt in ihrem Denken, Fühlen und Wollen. Wehe dem Redaktor, der sagt, was seine Leser nicht gern hören. Wehe dem Redaktor, dessen Abonnentenzahl zurückgeht. Wehe dem Redaktor, der seine Kundschaft (Kundschaft) "vertäubt" (verärgert), so dass die Leser zum Blaustift greifen und schreiben: Refusé (Annahme verweigert)! Ihm wird gar bald die Stelle gekündigt, auch wenn er's noch so aufrichtig meinte. Der geschäftstüchtige Redaktor muss sein wie ein Rechen, der alles, was die Abonnenten böse machen könnte, zurückhält und glatt strahlt, bevor er es den Lesern serviert. Das ist der Grund, warum uns die Zeitung, das Leibblatt so imponiert: Es ist uns auf den Leib geschnitten mit der Redaktorenschere, so dass es uns passt, wie ein angenehmes Kleid, das wir gern tragen.

Und dann ist noch ein anderer Grund: Die Zeitung ist der Schauplatz dieser Welt. Sie ist die "Rundschau", die uns berichtet, was in dieser Welt passiert. Sie redet vom Menschen und seinen Taten. Der Mensch ist der Kern aller Zeitungsliteratur. Diese Welt ist der Stern, um den sich alle Zeitung dreht. Das ist das tiefste Geheimnis ihres heutigen Erfolges. Ein diesseits gerichtetes Geschlecht kann nicht anders als die Zeitung lieben und begehren. Ich klage nicht an. Ich stelle nur fest. Denke selber nach!

Anders die Bibel. Die nimmt kein Blatt vor den Mund. Die drückt kein Auge zu. Die nimmt keine Rücksicht auf "die verehrte Leserschaft" und auf den bezahlenden Kunden. Sie lässt es darauf ankommen, dass ein Geschlecht sie refüsiert.

Sie redet und zeugt von Gott und seinen Taten. Sie setzt Gott auf den Thron und in den Mittelpunkt. Sie lässt den Menschen wie er ist nicht gelten. Sie ist ein Feuer, das brennt, ein Hammer, der schlägt, ein Schwert, das sticht.

Wohl ist es wahr, dass sie auch ein Licht ist, Trost, Kraft,

Brot und Balsam. Aber nur demjenigen, der zuerst durchs Feuer ging, der zuerst unter dem Hammer stand, der zuerst seine Brust dem heiligen Schwert entgegenöffnete. Nur dem Blutenden ist sie Balsam, nur dem Hungernden Brot, nur dem Geknickten Kraft und Trost, der zuerst sich sagen liess: "In uns ist nicht Kraft, wir wissen nicht, was wir tun sollen, unsere Augen sehen nach dir."

Wir aber wollen bleiben wie wir sind. Wir wollen nicht anders werden. Wir verbitten es uns, dass wir gehauen, gebrannt und gestochen werden. Wir wollen uns nicht stören lassen in unserem Denken und Tun. Darum ist uns die Bibel zuwider. Darum hat unser Geschlecht sie refüsiert. Darum liegt Staub auf ihren Deckeln.

Seien wir nicht ungerecht! Es gibt wohl auch Zeitungen, durch die etwas von dem zittert, was in der Bibel steht. Aber sie sind rar. Und sie können heute fast nicht leben. Sie werden von wenigen gelesen und bezahlt. Sie müssen von Jahr zu Jahr damit rechnen, dass ihnen der Atem ausgeht. Ich klage nicht an. Ich stelle fest. Denke selber nach!

So leben wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem Leibblatt in der Hand; leben, werden alt und sterben. Hie und da aber sehen wir einen, der lässt sein Leibblatt auf die Knie nieder gleiten, und schaut ahnungsvoll in die Ferne. Und dann kommt etwas über seine Seele, etwas wie Angst. Und in bangen Augen lesen wir die Frage:

Sind wir am Ende doch schlecht beraten mit dem Leibblatt? Stimmt zuletzt am Ende doch etwas nicht bei uns? Welch geheimnisvolles Donnern in der Ferne! Treiben wir am Ende einem Niagara entgegen — mit dem Leibblatt in der Hand?

Hatten am Ende doch die Reformatoren Recht, die vor vierhundert Jahren erklärten: "Das Wort sie sollen lassen stahn"? Das Wort, das Gott allein die Ehre gibt und selig

preist, wer sich im Glauben unter dies Wort stellt? Ich klage nicht an. Denkt selber nach! Das wäre ein gar hoffnungsvolles Denken.

Lydia

Jesaja 40,25-31

Mit einem Seufzer der Erleichterung sieht die Bäuerin Jahr für Jahr den ersten Schnee vom Himmel fallen. "Gott sei Dank, jetzt wäre es wieder einmal überstanden!" Den Sommer über, da gehörte sie nur halb dem Haushalt an. Da ist die Mittel- und vor allem die Kleinbäuerin Knecht im "Hauptamt", dazu Frau und Mutter im "Nebenamt". O diese Kleinbauernfrau! Ich glaube, sie sei das geplagteste Geschöpf auf Gottes Erde.

Letzthin erzählt mir solch eine alte Kleinbäuerin, warum ihre älteste Tochter Lydia heiße. Das habe eine ganz besondere Bewandnis mit diesem Namen. Als sie dieses Kind unterm Herzen getragen habe, da habe sie das Leiden lernen müssen. Jeden Morgen erbrechen — und trotzdem jeden Morgen genau die gleiche Doppelarbeit auf dem Feld und daheim. Bis zum achten Monat habe sie die Säumelchtern (Schweinefutter Kübel) getragen. Und wäre damals nicht zufällig eine Mast- und Zuchtpause eingetreten im Schweinebestand, dann hätte sie bis zum letzten Tag Melchtern geschleppt.

Einst in einer trüben Stunde habe sie beschlossen, weil sie so viel leiden müsse, darum solle das Kind, falls es ein Mägdlein werde, Lydia heißen.

Du magst lächeln über diese Überlegungen. Aber hinter ihnen steht ein zur Erde gebeugtes Heer, die Kleinbauernfrauen.

Jene Lydia ist heute eine erwachsene Tochter. Sie ist verheiratet, wie einst ihre Mutter, an einen Kleinbauern, unten im Dorf. Und sie macht ihrem Namen reichlich Ehre, ihrem Namen, so wie ihre Mutter denselben einst deutete.

Es ist an einem Samstagabend spät. Lydias Mutter, grau

und gebeugt, schreitet das Dorf hinunter. Jedermann weiss, wohin sie will. Das ist ihr täglicher Gang, hinunter zu Lydia. Morgen ist Sonntag, und da freut sie sich, ihr Schmerzenskind bei sich zum Kaffee zu haben.

Aber heute war ein gar strenger Tag. Und wirklich, ihre Ahnung hat sie nicht getäuscht. In der Wohnung ihres Schwiegersohnes ist noch nicht Licht, dafür aber immer noch auf der Heubühne. Arme Lydia! Vom Heustock herunter gibt sie mit müder Stimme Bescheid. Dies Fuder muss noch abgeladen werden, und dann noch eins, gottlob ein kleineres.

Die Mutter geht hinein und macht Licht. Die Kleinen schlafen. Aber auf dem Küchentisch steht ungewaschen das Geschirr vom Morgen-, Mittag- und Abendessen. Da stehen Flaschen und Gläser vom Vieruhrimbiss. Sie stehen da und warten auf Lydia. Aha! ein verstehendes Aufblitzen geht übers Gesicht der Alten. Das kennt sie, hat sie auch einmal erlebt. Und nun macht sie sich über das Geschirr her, und alte Erinnerungen werden in ihr wach.

Endlich gegen 10 Uhr kommt Lydia herein, Heu und Staub auf dem Wasser gestrichenen, glatten Haar. Für einen Augenblick sinkt sie müde auf den Stuhl. Dann aber fährt sie mit einem Ruck empor: Nein, sie darf, sie darf sich nicht ergeben. Ihr Hans will morgen ans Sektionswett-schiessen. Er ist gut, ihr Hans, und hat kein Herrenleben. Eine Freude ist ihm wohl zu gönnen nach einer solchen Woche. Aber, er hat noch kein geplättetes (gebügeltes) Hemd. Die ganze Woche über hat sie daran gedacht. Und immer wieder wollte sich kein günstiger Augenblick bieten. So ist es Samstag geworden. Und nun muss es halt sein. Wäre nur die Kohle im (Bügel-) Eisen schon glühend!

Das ist unsere Kleinbauernfrau. Sie ist Magd und Knecht, Frau und Mutter, Wäscherin und Glätterin, sie ist alles. Wenn Lydia die Leidende hiesse, so wie jene Mutter

meinte, dann müssten sie alle Lydia heissen.

So löst den Sommer über eine Arbeit die andere ab. Ferien? Die gibt es nicht im Reich der Lydia. Wie oft höre ich an Samstagabenden noch spät Türvorlagen klopfen! Dann kommt mir jeder Schlag vor wie ein Rutenstreich auf des Heilands Rücken. Und ich begreife es, wenn am Sonntagmorgen die Kirchenbänke nicht voll sind. Es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre, bedenkst du, was der Samstagabend für Lydia bedeutet.

Die mühseligste Zeit, dünkt mich immer, ist für unsere Kleinbäuerin der Herbst. Er bringt so viel Erde ins Haus, der Herbst! Erde an Rädern und Schuhen und Kleidern. Und sie, sie einzig ist ja Wäscherin.

Da stauen sich die Vorräte daheim unterm Vordächlein; sie wollen versorgt und verwertet sein. Bis dass Frost und Schneesturm endgültig Halt gebieten, sehe ich Lydia mit geraffter Schürze draussen unter den Apfelbäumen, oder mit blau gefrorenen Händen auf dem Rübli- (Karotten) und Rübenacker.

Und kommt einst Lydia in ein gewisses Alter, dann brechen auch ihr die Krampfadern auf, genau wie ihrer Mutter und Grossmutter. Und dann wird ihr ein, zwei jahrzehntelang jeder Schritt zu einem blutigen Schmerz. O diese Kleinbauernfrau! Ich glaube, kein anderes Wesen der Schöpfung hat dir einen so dankbaren Blick für ein einziges freundliches Wort der Teilnahme und der Menschlichkeit!

Aber, jetzt ist der Winter da. Gott sei Lob und Dank. Jetzt darf Lydia Mutter sein nach Herzenslust. Ein Berg von Strümpflein und Hemden und Socken und Schürzen und Leiblein (Unterhemd) liegt vor ihr auf dem Stubentisch — auch eine Ernte dieses vergangenen Sommers — jetzt ist Lydia Schneiderin. Die Löcher und Schlisse sind zahlreich und gross. Ein frühzeitigeres Eingreifen hätte den Schaden

müheloser behoben. So lernten sie's einst in der Arbeitsschule. Aber damals wusste sie nicht, und es scheinen's überhaupt wenige zu wissen, dass es Kleinbäuerinnen gibt, die keine Zeit haben und für alles Zeit haben sollten.

Da kommt ein Bubenhöschen daran, hoffnungslos zerrissen an Knie und Hintern. Aber fröhlich fährt ihre Schere hinein. 's ist ja Winter jetzt, der Schnee wirbelt so leis an die Fenster, und sie hat Zeit. Zeit zum Flickern und zum Predigtgehen und zum Menschsein.

Jetzt geht von ihr die Kunde, sie hat's letzthin in einem Blättlein gelesen, da sie "nichts zu tun hat". Im Winter, so hiess es da, habe es der Bauer schön. Da bringe er seine Zeit auf der Ofenplatte zu. O ja, Lydia hat es jetzt schön. Aber ihr Schönhaben besteht darin, dass sie jetzt arbeiten darf, was eine Frau, ohne Schaden zu nehmen, ertragen mag.

Wie froh und dankbar ist sie doch jetzt, wie dankbar dem gütigen Geschick, das einen Winter schuf! Die Flocken fallen und decken Garten und Pflanzplätz, und sie können ruhen. Und wie sie so zum Fenster hinaus auf die weiss gedeckten Gartenbeete schaut, da ist ihr zumute wie dem Kind, dem am Abend die Mutter das Deckbettlein (Dachbettchen) sorglich gelind zurechtstreicht. Ihre Hände laufen unermüdlich; aber sie darf sitzen und hat den Eindruck, sie könne ruhen — ruhen — ruhen.

Aber dann kommt der Frühling. Und dann geschieht etwas Sonderbares im Herzen der Lydia. Kaum singt die Amsel auf dem Nussbaum vor Nachbars Haus, kennst du Lydia fast nicht mehr. Sie geht dann herum mit geröteten Backen. Und sie trällert wie eine Braut, und möchte mit keiner ihrer reichen Schwestern tauschen. Und kaum hat die Sonne ihr die ersten Beete im Garten vom Schnee befreit, dann eilt sie hinaus mit Hacke und Rechen, eilt so flink, als hätte sie Rädlein unter den Füßen, und bereitet ihre Erbsennester.

Und so froh und zufrieden ist sie, wie du nirgends frohere Menschenkinder findest, nirgends in der Welt. Und wer sie sieht, der denkt: Es muss doch etwas sein um diesen Stand der Bauern. Ein heimliches, mit dem Verstand unfassbares Heldentum liegt darin.

So müde und zerarbeitet Lydia Herbst um Herbst sich an den Flicktisch setzt, so unwiderstehlich zieht es sie am ersten Frühlingstag hinaus. Das ist das heilige Wunder um den grossen und barmherzigen Schöpfer, der die Amsel im Winter frieren und im Frühling singen lehrte.

Das Salz von Galiläa

Matthäus 5,13; 13,33; Markus 16,15

Salz ist nicht Luxus. Es ist Bedarfsartikel. Ob nun immer gerade als schönes weisses Tafelsalz, oder in anderen, uns Laien weniger bekannten Formen, jedenfalls brauchen wir Salz, so wie wir Luft und Licht und Wasser brauchen.

Seit alten Zeiten ist's der Staat, der dafür sorgt, dass Salz da ist für die Landeskinder. In alten Handelsverträgen wird hie und da das Salz erwähnt. In einem Abkommen zwischen Frankreich und der Schweiz wurde den Franzosen unter anderem gestattet, auf Schweizerboden Söldner anzuwerben, wogegen eine der Verpflichtungen Frankreichs in regelmässigen Salzlieferungen bestand.

Das Salz kann sogar zu Unstimmigkeiten im Völkerleben führen. Der jüngste dieser Konflikte, der Salzstreit zwischen den Indern und ihren englischen Herren, ist uns in noch frischer Erinnerung.

Zur Zeit der Landvögte konnte es vorkommen, dass die gnädige Obrigkeit, die den Salzpreis regulierte, denselben zur Bedrückung der Untertanen missbrauchte. Dabei wurde jeweilen der Bauer besonders empfindlich betroffen, weil er, zumal für die Winterfütterung, das Salz für Küche und Stall gleich nötig hat.

Aus der Zeit der Hugenottenkriege ist bekannt, wie der Entzug dieses obrigkeitlichen Salzes unsere Glaubensbrüder in Frankreich zeitweise in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Das Salzgeschirr, auf dem Mittagstisch das kleinste aller Geschirre! Es verschwindet ja völlig hinter der mächtigen Suppenschüssel und duckt sich unter den Rand der Gemüseplatte. Und doch sehen wir, wie dies Geschirrllein die Geschichte der Völker spürbar zu beeinflussen vermag.

Im täglichen Leben redet kein Mensch von ihm. Es steht auf keiner Speisekarte besonders erwähnt. Es ist einfach da, verborgen und namenlos in jeder Speise, gleichsam in unbeachteter Selbstverständlichkeit. — Aber wehe, wenn es fehlt! Das hat schon Köchen die Stelle gekostet.

Und nun sagt der Meister seinen Jüngern dort oben in den galiläischen Bergen: "Ihr seid das Salz der Erde."

Nur das Salz! Auf dem Tisch der Welt seid ihr nicht Kalbsbraten, nicht einmal Suppe, nur Salz. Einen niedrigeren Platz im Haushalt der Völker hätte der Meister den Seinen wahrlich nicht anweisen können. Hätte er doch wenigstens gesagt: "Ihr seid der Zucker, des Lebens Bitterkeit zu süßen!" Dann hätten doch einige Schleckmäuler mit der Zunge geschmalzt. Aber nein! Ihr seid das Salz, das einfach da ist, ruhmlos, namenlos, das, wovon man nicht spricht.

"Ihr seid das Salz der Erde." Mehr nicht — aber auch nicht weniger! Du verborgenes Schärlein in Galiläas Bergen! Ihr Fischer und Zöllner! Jetzt seid ihr die Salzverwalter der Erde. Ihr seid die Salzbütte der Welt. Zwar ist's nicht euer Salz. Ihr seid nur die Depothalter. Ein anderer hat's euch geliefert. Aber jetzt habt ihr's. Und auf euch kommt's jetzt an. Ihr tragt damit das Leben und den Tod der Völker auf euch. Nicht nur, weil der Mensch auf eine gewisse Salzaufnahme angewiesen ist, sondern noch aus einem ganz anderen Grund: Wo nicht Salz hinkommt, da verfault die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wintermonat — Christmonat — bald kommt die Zeit, da meine Nachbarn ihr Neujahrsschwein schlachten. Und sie wissen, warum sie's salzen, bevor sie's im Kamin versorgen. Sie wissen, wie wenig es braucht, so "zieht" im Frühling die Hamme (Schinken) und das Laffli (Vorderschinken) "an". Das Salz hilft der Fäulnis wehren. Alles Fleisch der Erde wird Wurmfrass ohne Salz.

"Im seid das Salz der Erde." Das ist des Jüngers weltweit wichtig Amt. Er hat das Salz hineinzutragen ins Fleisch der Welt, die Erde zu bewahren vor Wurmfrass und Verderben.

Und heute fehlt das Salz. Das von Galiläa, von dem der Meister redet, dort im Gebirge. Fleisch ist genug. Viel schönes Fleisch. Das Salz aber fehlt. Und der Wurm geht um. Wir fühlen heute sein Bohren in allem Fleisch. Er sitzt in der Jugend. Er sitzt im Alter. Er nagt an den Hohen. Er nagt an den Niederen, weil es an Salz gebricht.

Ach, darum ist ja das Verhältnis zwischen Mann und Weib, zwischen jung und alt, zwischen Meister und Knecht, zwischen Bürger und Regierung, darum sind unsere "sozialen Verhältnisse" so stinkend geworden und "ziehen an". Das Salz von Galiläa fehlt, das den Wurm ertötet und der Fäulnis wehrt.

Wäre ein Metzger oder Bauer denkbar, der beim Schlachten vergässe, das Fleisch zu salzen? Der alle Regeln der Schlachtkunst peinlich beachtete, nur diese eine Hauptregel nicht? Und der eines Tages statt lieblichen Duft von Sauerkraut und Rippli einen anderen Geruch in die Nase bekäme, den von faulendem Fleisch? Und der es dann mit Schrecken innewürde: "Ums Tausendgottswillen, wir haben das Fleisch gepflegt, und das Salz vergessen"?

Nein! So kreuzdumm ist kein Bauer und kein Metzger; kein einziger landauf und landab.

Aber ich kenne ein ganz Geschlecht, das ist so kreuzdumm und so widersinnig. Du kennst es auch.

Wir sind seit Jahrzehnten daran, uns einzurichten in dieser Welt nach den Vorschriften der so genannten Hygiene, nach den Weisheiten der Zahn- und Fuss- und Hand- und Haut- und Haar- und Körperpfleger. Das Evangelium der Kleidungs- und Wohnungs- und Nahrungs-Apostel liegt uns in den Ohren. Und die Körper-Propheten haben recht,

solange eine Christenheit in falscher Geistlichkeit das wahre Evangelium vom Heiland Leibes und der Seele unterschlägt. Sie haben recht, soweit sie uns an die Heiligkeit des Leibes erinnern.

Und doch... und doch... wir haben ja lange nichts merken wollen. Aber langsam müssen wir's halt innerwerden, dass all dieser Zahn- und Fuss- und Hand- und Haut- und Haar- und Körperpflege zum Trotz etwas stinkt im komfortablen Haus, irgendwo hinter der geblühten Tapete. Bald braucht's keine besonders feine Nase mehr, um es zu riechen. Eines Tages wird es uns furchtbar aufdämmern, das Allerunsinnigste, das je ein Geschlecht sich geleistet hat: "Ums Tausendgottswillen, wir haben das Fleisch gepflegt und das Salz vergessen, "das Salz der Erde!" Die Fäulnis sitzt im Haus. Ihr Geruch dringt durch alle Räume und macht das Wohnen, auch das moderne Wohnen, zur unbeschreiblichen Qual.

O du Fleisch des zwanzigsten Jahrhunderts, mit deiner schönen, sonnengebräunten Haut! Den Wurm im Gebein — keine Schminke und keine Creme wird ihn töten! Und gegen die Fäulnis, die tiefer sitzt, hilft dir nur eins: Salz der Erde. Salz aus Galiläa, das der Fäulnis wehrt und das den Wurm ertötet.

Das Blut der Märtyrer

Matthäus 10; Matthäus 5,10-12

"Ihr seid das Salz der Erde." Ihr seid's! Aber, wo ist es denn hingegangen, dies Salz, das einst der Meister seinen Jüngern in die Hände gab für diese Erde? Ist es denn zu nichts geworden, verschwunden? Nein. Es ist da. Es hat sich sogar vermehrt. Es ist in Menge da, wohlverwahrt in Kirchen und in religiösen Vereinen, in stillen Kreisen und in stillen Herzen, in der Familie so manches "Stillen im Land".

Und wir sagen: "Gottlob ist's da!" Manche Familie wäre heute nicht mehr Familie, wenn's nicht noch irgendwie ein verborgen Körnlein Salz darin hätte, Salz von Galiläa. Von den zerstreuten Salzkörnchen lebt heute die Kirche noch, und manch ein Staatengebilde wäre zum völligen Ruin zersetzt und verfault, wenn's nicht noch Salz gäbe.

Gottlob ist's da. Aber vergessen wir nicht, dass es noch ganz anders da sein sollte und da sein könnte. Christus hat nicht gesagt: "Ihr seid das Salz der Kirchen und der religiösen Vereine und der stillen Kreise und der stillen Herzen, sondern ihr seid das Salz der Erde. Es ist gut und nötig, dass das Salz darin ist, aber nun muss es heraus. Heraus aus den stillen Herzen, hinein in die "Verhältnisse". Heraus aus den Kirchen, hinein in alle Häuser. Heraus aus den frommen Übungen - die nötig und unentbehrlich sind! -, hinein ins alltägliche Tun. So wie das Salz den letzten Tropfen Suppe, von der Oberfläche bis zum Bodensatz, durchdringt, so soll der Jünger die Erde salzen vom Abschäum bis zum Bodensatz.

Aber wie, wenn das nicht geschieht? Wenn das Salz in Kirchen und Vereinen, in stillen Kreisen und in stillen Herzen bleibt? Dann geschieht zweierlei. Einmal geht dann die Erde zugrunde, wie wir im vorigen Kapitel nachzuwei-

sen versuchten. Aber es geschieht noch ein Zweites. Auch das Salz geht dann zugrunde. Die Erde wird stinkig ohne Salz. Das Salz aber wird dumm ohne Erde. Das ist's. Die Erde hat das Salz nötig. Das Salz aber hat die Erde nötig. Die frohe Botschaft ist nicht für den Himmel, sie ist vom Himmel, für die Erde. Wo das vergessen wird, verdirbt sie. Der "glückliche Finder" der köstlichen Perle darf sie nicht für sich behalten. Das ist Fundunterschlagung und wird gebüsst. Die frohe Botschaft ist nur da zum Weitergeben. So wie man in früheren Zeiten bei Feuersbrunst den Feuereimer weitergab von Hand zu Hand, so ist der "Salzeimer" weiterzugeben. Es ist, unzusammengezählt mit der frohen Botschaft, fast wie mit dem Geld. Das Geld ist nur ein Segen, wenn du es gibst, nicht, wenn du es nimmst und behältst.

Fundunterschlagung wird gebüsst. Und wie! "Es ist hinfort zu nichts nütze, denn dass man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten." Das ist deutlich. Ein Evangelium, das nicht Welterhaltungskraft wird, das nicht - sagen wir's nur, das verpönte Wort! -, das nicht Weltverbesserungswillen zeitigt, verdirbt in den Herzen der Menschen. Solch eine Nur-Privatfrömmigkeit aber verdient's, in den Strassenkot geworfen und von den Vorübereilenden zertreten zu werden.

Das ist Gericht. Diesmal nicht über die Welt, sondern über die Kirche. Dies Gericht nimmt bereits deutlich Gestalt an. Das Aufdiestrassengeworfenwerden des "Heiligen" und das Zertretenwerden durch die Leute hat begonnen.

Der gegenwärtige Moment kommt uns vor wie eine Art letzte, dringliche Gnadenfrist für Welt und Kirche. Die dringliche Anfrage an die Welt lautet: Willst du dich endlich salzen lassen mit Salz aus Galiläa, oder willst du in völlige Verwesung übergehen? Die dringliche Frage an die Kirche aber lautet: Willst du ein Salz der Erde sein, willst

du die Erde salzen oder — oder...?

"Im seid das Salz der Erde." Was würde denn aber das für die Kirche Christi heissen, ein Salz der Erde sein? Wie müsste sich das zeigen? Das mag uns folgende kurze Überlegung wenigstens andeuten:

Das Salz hat die Bestimmung, "hineingetan" zu werden. Es muss es sich gefallen lassen, dass es in den dampfenden Brei und in die heisseste Suppe geworfen wird und darin zergeht. So heisst für die Kirche Christi Salz der Erde sein so viel wie, sich hineinschicken, sich hineinstellen, sich hineinwerfen lassen, auch in den heissesten "Brei", sich hineinwerfen lassen in die brodelnde Verderbnismasse dieser Welt. So wie es der "Beruf" des Salzes ist, dass es leidet, so ist das Leiden der Beruf der Kirche. Eine Kirche Christi leidet, oder sie ist keine Kirche Christi. Sie hat das in ihren lebendigsten Zeiten gewusst, und fängt heute wieder an, es zu wissen. Zwischenhinein ist sie diesem Leiden möglichst ausgewichen, richtete sich ein in dieser Welt, und machte sich's bequem.

Das Leiden, das im Wort vom Salz angedeutet ist, bewahrt den Bekenner Christi vor einer grossen Gefahr. Es ist ja wahrlich keine Kleinigkeit, zu wissen, dass die Welt auf einen angewiesen ist; zu wissen, dass man ein so wichtiges Amt erfüllt, zu wissen, dass der Erhalter dieser Welt gleichsam Leben und Tod der Völker dem Schoss der Kirche anvertraute. Man ist Mensch. In der Kirche hat's lauter Menschen. Wie gross ist doch da die Gefahr des Stolzes und der Überheblichkeit, die Gefahr pfäffischen Hochmuts bei denen auf und bei denen unter der Kanzel! Aber nun kommt der Herr der Kirche den Seinen entgegen, hilft ihnen die Gefahr überwinden, indem er es so geordnet hat, dass der Christ sein so entscheidend wichtiges Amt nie durch persönliche Triumphe ausüben kann, sondern stets nur durch persönliche Leiden, Leiden, die in den Augen

dieser Welt "Niederlagen" sind.

Eine merkwürdige Wahl, nicht wahr, vor die der Meister da seine Kirche stellt. Entweder, sie ist nicht Salz der Erde, wird auf den Weg geworfen und von den Leuten zertreten, oder aber sie ist ein Salz der Erde — und muss auch so leiden. Das dumm gewordene Salz muss leiden, aber auch das gut gebliebene Salz muss leiden. Leiden auf jeden Fall!

Wird uns, wenn die Dinge so stehen, die Wahl nun aber nicht ungeheuer schwer? Wenn wir nun einmal leiden, sowieso leiden sollen, ist es denn nicht gleichgültig, ob so oder so?

Mitnichten! Denn zwischen diesen beiden Arten Leiden besteht ein durchgreifender Unterschied. Das Leiden und Sterben einer Kirche, weil sie ein dummes Salz wurde, ist ein Leiden und Sterben zum Tod. Das Leiden und Sterben einer Kirche aber, weil sie ein Salz der Erde blieb, ist ein Leiden und Sterben zum Leben. Dies letztere ist Nachfolge, Kreuz. Am Kreuz aber hängt die Auferstehung und das Leben.

Die Kirche, die ein Salz der Erde ist, stirbt nicht sinnlos und nutzlos. Ihr Sterben hat einen heiligen Zweck und ein ewiges Ziel. Dies ewige Ziel ist das Reich Gottes und seine Herrlichkeit. Gott baut sein Reich auf Erden mit den "lebendigen Bausteinen" derer, die ein Salz der Erde sind, ein lebendiges, salziges, nicht ein abgestandenes Salz. Das Blut derer, die ein Salz der Erde sind, "das Blut der Märtyrer ist Same der Kirche". Dieser Same wird nicht auf den Weg geworfen und von den Leuten zertreten, sondern er fällt aufs gute Erdreich und bringt Früchte, dreissigfältig, sechzigfältig und hundertfältig.

Beim Brunnengraben

Galater 6,2

Die Gemeinde liess einen Brunnen graben. Ein Schacht von zwölf Metern musste zuerst senkrecht in die Erde getrieben werden. Darauf ein wagrechter Tunnel von dreissig Metern in den Berg hinein, bis zur Quellwurzel hin. Ein Jungbauer hatte seinen fahrbaren Benzinmotor zur Verfügung gestellt zur Emporförderung der Erdmassen. Still und aufmerksam stand der Bauernsohn bei der Maschine, deren Lärm weithin im Wald widerhallte. Ich stieg hinunter in den Schacht, und dann ging's in gebückter Stellung durch den Tunnel in die Erde hinein. Zuvorderst pickelte der jüngste und kräftigste der Arbeiter den weichen Sandstein los. Das lose Material wurde durch Männer im Abstand von zwei Metern nach hinten geschaufelt, wo einer es in Kübel einfüllte zur Hochförderung durch den Senkschacht. Diese Arbeit im dunkeln, feuchten Tunnel, der keinem das Aufrechtstehen gestattete, war kein Kinderspiel.

Ich überlegte, welchem von diesen Arbeitern wohl das Los aufs Schwerste und welchem aufs Lieblichste gefallen sei, und kam zum Schluss, am allerschwersten habe es ohne Zweifel der ganz vorne, wo der Tunnel sich verenge. Am leichtesten habe es ganz entschieden der Maschinist. Der habe ja nichts zu tun, als bei seinem Motor zu stehen, ihn anzulassen und abzustellen, und etwa das Ölen und Schmieren nicht zu vergessen. Der also, dachte ich, und so dachten die Arbeiter im Schacht unten, verdiene seinen Lohn am leichtesten.

So schauen wir hin zu dem, der seinen Lohn leichter verdient als wir, verlieren darüber Arbeitslust und Kraft, und machen uns das ohnehin nicht leichte Leben noch einmal so schwer. Ist's nicht genug, wenn wir arme, geplagte Menschenkinder sind? Warum müssen wir durch

unser Hinschauen und durch unser Vergleichen mit anderen uns unser Los unerträglich machen? Und wie oft stimmen unsere Vergleiche nicht!

Auf dem Heimweg vom Wald kam ich am Elternhaus des jungen Maschinisten vorbei. Dessen Mutter sass auf der Terrasse. Das Gespräch führte uns auch auf ihren Sohn. Die Mutter fing an zu klagen: "Ach, wenn doch diese Gemeindarbeiten bald vorbei wären! Jedesmal, wenn unser Hans einige Tage hintereinander mit diesem Motor hantieren muss, kommt er mir ganz aus dem Gleis. Ich hör's an seinem Gang, wenn er heimkommt, und sonst habe ich doch diesen Bub nie müde gesehen, auch nicht im strengsten Heuet. Er sieht bleich aus und ist gereizt wegen jeder Kleinigkeit. Ach, dass er doch diesen Motor nie angeschafft hätte! Es dünkt mich, der Friede sei aus dem Haus, seitdem der da seinen unverschämten Lärm verführt."

Die feine Beobachtung dieses Mutterauges an ihrem Hans hat mir lang zu denken gegeben und lässt mich auch heute noch nicht in Ruh. Dies kleine Erlebnis zeigt schlaglichtartig die gewaltige Umwandlung, die auf dem Bauernhof von Jahr zu Jahr fortschreitend im Tun ist. Die Maschine wandert aus den Fabriksälen weg und erobert sich das Bauernhaus. Die Maschine mit ihrem Segen und mit ihrem Fluch. Sie wird dafür sorgen, dass der Unterschied zwischen Industrie und Landarbeit immer kleiner werde. Ob das ein Fortschritt sein wird für den Bauernstand? Was ist Fortschritt? Wird das industrialisierte Bauernproletariat den gleichen Weg gehen wie das städtische Industrieproletariat? Und wird die Kirche hier mit derselben Ahnungslosigkeit zusehen, wie sie dort zusah?

Vater geht zur Urne - und Mutter?

Epheser 5,22-33; Sprüche 31,10-31

Wir kommen als Staatsbürger immer wieder in die Lage, bei Wahlen unsere Stimme abzugeben. Wir wählen unsere Gemeindebehörden selber und schicken unsere Vertreter in die Räte. Daraus ersehen wir, dass wir gottlob vorläufig noch in einem Land wohnen, in dem nicht wie anderswo selbstherrlich diktiert und sklavisch gehorcht wird. Diese unsere politische Wahlfreiheit ist ein Gut, und macht uns, wie alle Erdengüter, verantwortlich. Sklavengehorsam ist oft leichter als freie Wahl. Unreifen Menschen kann die Wahlfreiheit sogar zum Verderben werden. Das unreife Kind greift nicht nach der bescheidenen Erdbeere, sondern streckt seine Händchen aus nach der verführerisch glänzenden Tollkirsche am stattlichen Strauch, und wählt sich den Tod.

Es gibt nicht nur ein politisch Wählen mit dem Stimmzettel in der Hand. Das heisst, wir sind nicht nur an öffentlich angekündigten Wahltagen Wähler, wenn wir mit gebürstetem Hut und gewichsten Lederschuhen und mit dem Stumpfen im Mund zur Urne gehen, sondern wir sind in einem tieferen Sinn Wähler all Tag und all Stund. Wenn jenes das öffentliche Wählen ist, dann könnten wir dies da das häusliche Wählen nennen. Wenn dort der Mann wenigstens bei uns noch die Führung hat, so steht hier die Frau an erster Stelle.

Die Frau hat jeden Tag lebenswichtige Entscheide zu treffen. Sie wählt das Essen einer ganzen Familie, Tag für Tag. Dabei wählt die eine einen möglichst leckeren Speisezettel, wählt nach dem, was den Gaumen reizt. Und wäre der Mann mit dreissig Jahren magenkrank, wenn nur die Zunge jeden Tag zu schlecken bekam. Eine andere wählt viel besonnener, viel weniger äusserlich, schaut viel mehr auf den inneren Gehalt als auf den äusseren Geschmack, sie

wählt nicht Extrafeines, aber ihre Kinder haben rote Backen.

Der Bub muss Hosen haben. Der Vater schlägt einen braven Halblein vor; aber die Mutter geistert: "Nüt isch, i wott kei Halblynige! Wott mi nid schäme, wenn i mit em ga Bärn go!" (Nichts damit, ich will keinen Halblein! Will mich nicht schämen, wenn ich mit ihm nach Bern gehe!) Und es wird ein Tüchlein gewählt, nach dem Willen der Hausfrau. Ihren Mädchen wählt sie den Haarlätsch (Haarschleif), wählt ihnen die Art der Frisur. Den Kleinen wählt sie das Tisch- und Abendgebet. Sie wählt, sie wählt in einem fort für ihre Kinderchen, und jedesmal, wenn sie wählt, hilft sie ein klein wenig den Geschmack und künftigen Charakter des heranwachsenden Geschlechts bestimmen. Ja, die Art und Weise, wie die Mutter wählt, ist entscheidend für die Gesichtspunkte, nach denen einst der Bub, wenn er zwanzig ist, an der Urne wählen wird. Darum ist unser Ruf an die Mütter: "Erzieht uns Wähler! Wählt daheim so, dass eure Buben einst wählen können!"

Es gibt allerdings Eltern, die wählen überhaupt nicht. Es gibt Väter, die grossartig tun mit ihrem öffentlichen Wahlrecht, und 's Maul weit aufreissen, die daheim vor den Ohren ihrer Kinder recht ungewählte Ausdrücke brauchen. Es gibt Eltern, die lassen ihre Kinder von klein auf selber wählen, so dass man kaum mehr weiss, wer befiehlt und wer gehorcht. Das sieht man wiederum nirgends so deutlich wie bei Tisch. Wenn die Kinder kommandieren: "Von dem will ich, von jenem nicht!" dann weiss man, wer Meister ist.

In der Regel fangen die Kinder erst im reiferen Alter an, völlig selbständig zu wählen. Da kommt zuerst die Berufswahl. Hier beraten die Eltern, der Junge wählt. Aber jener Bub, dem die Mutter vor Jahren das Tüchlein gewählt hat, indem sie das Halblein verachtete, der wird jetzt den Beruf

des Vaters, ja, oft den Vater selbst, verachten. Er wird nie ein freudiger Bauersmann werden. Er wird seine Hand ausstrecken nach "etwas Höherem", wie er wenigstens meint. Genau so wird es sein bei jener anderen Wahl, der wichtigsten in unserem Leben, ich meine, wenn der Bub dann "ins ewig Jahr dinget", wie ihr so schön sagt bei der Wahl der Lebensgefährtin. Da haben die Eltern heutzutage auch nur mehr beratende Stimme. Wohl ihnen, wenn sie die Kinder früh genug recht wählen lehrten.

Das Haus ist der Ort, wo der Mensch das Wählen lernt. Eine Mutter, die dem Land einen Sohn erzieht, der wählen kann, hat mehr getan als eine, die selber halbbatzig wählt und halbbatzige Wähler heranwachsen lässt. Und wenn's ein halbes Dutzend Buben sind, die wählen können, dann hat sie ein halbes Dutzend mal mehr getan als manch ein öffentlicher Sesselkleber.

Freilich ist uns nicht unbekannt, wie vielen Frauen heute das eigene Heim versagt ist. Sie können keine Wähler erziehen. Diesen benachteiligten Schwestern das politische Stimmrecht zu verschaffen, ist ein Gebot der Gerechtigkeit. Nur mögen sie sich klar darüber sein, dass das ein sehr schlechter Ersatz sein wird. Die eigentlichen Entscheide fallen nicht an den Wahlurnen. Nur ein sehr veräusserlichtes Denken kann im politischen Stimmzettel das höchste zu erstrebende Ziel erblicken. Die Stimmzettelpolitik ist nur ein verschwindend kleiner Teil der gesamten Lebenswirklichkeit. Für die eigentliche Frauennot ist darum mit der Verleihung des politischen Wahl- und Stimmrechts herzlich wenig getan.

Das zerfallene Butterfässchen

1. Korinther 12

Im Vorübergehen sah ich es jüngst am Boden eines Holzschuppens liegen, als jämmerlichen Überrest einer längst entschwundenen Zeit. Wie ich den schimmligen Deckel, die gesprungenen Holzreifen und die abgeschauerten Kufen betrachtete, da fing das alte Möbelein an zu reden und zu erzählen von jenen Tagen, da der Bauer die Milch, die man weder trank noch verfütterte, selber verwerten musste. So wie heute noch in unserem Dorf das Backen, so gehörte damals auch das Buttern zum Pflichtenkreis der Bäuerin, und so wie heute das Eiergeld, so war's damals das Buttergeld, das ihr zur freien Verfügung stand. Das Butterfässchen war ständiges Inventar im Bauernhaus. Heute liegt es als elendes Wrack im Holzschopf, zum Verbranntwerden bereit.

Jetzt hat einer diese Arbeit der Bäuerin abgenommen, einer, der extra dazu ausgebildet ist, der Käser. Die Milch wird zusammengetragen in die Zentrale, in die Käserei. Statt der unzähligen kleinen Butterfässchen hat's jetzt nur noch ein einziges, grosses. Statt dass hundert Hausfrauen ihre Zeit mit Buttern verlieren, befasst sich ein einziger damit, und die anderen können unterdessen sonst etwas Nützliches tun. Man nennt das Arbeitsteilung, und hat den Eindruck, dieselbe sei durchaus praktisch, vernünftig und begrüssenswert; denn Material und Zeit können dadurch eingespart werden.

Arbeitsteilung - oder wie man es mit einem Fremdwort nannte, "Rationalisierung der Arbeit" -, das war eines der Schlagworte, an denen sich das vergangene Jahrhundert und das Geschlecht von gestern rückhaltlos begeisterte. Das ganze Erwerbsleben, nicht nur die Landwirtschaft, sondern in noch viel weitgehendem Masse auch die

Industrie, hat sich im Sinne der Arbeitsteilung entwickelt. Die Geschichte des zerfallenen Butterfässchens ist nur ein winziger Ausschnitt aus diesem gewaltigen Vorgang, der das ganze Erwerbsleben umschichtete.

Wir Kinder von heute sind über diese Entwicklung des Erwerbslebens, wie froh wir im Einzelnen darüber sind, aufs Ganze gesehen nicht mehr so begeistert. Wir sind daran, in der Arbeitsteilung nicht nur Vorteile, sondern auch Schäden und Schattenseiten zu erkennen. Um nur die eine furchtbare Begleiterscheinung zu nennen: die Geißel der Arbeitslosigkeit.

Aber nicht nur unser Erwerbsleben, auch mehr geistige Gebiete standen mehr und mehr im Zeichen der Arbeitsteilung. Fast in der gleichen Zeit, da ihr einen Käser anstelltet zur Milchverarbeitung, stellet ihr auch einen Schulmeister an für eure Kinder. Auch das war ein Fortschritt. Aber nicht nur ein Fortschritt! Wenn die Schule im Sinn der Arbeitsteilung aufgefasst wird, dann ist sie kein Fortschritt mehr. Wenn es Eltern gibt, die meinen, das Erziehen sei Sache der Lehrerschaft, dann hat's gefehlt. Oft genug muss man das furchtbare Wort hören: "Guet, dass jetz de i d'Schuel muesch, dört chasch de lehre folge." (Gut, dass du jetzt bald in die Schule gehen musst, dort kannst du dann gehorchen lernen.) Als ob die Schule der Ort wäre, wo man das "Folgen" lernen könnte.

Ja, selbst das alte Amt des Pfarrers wurde mehr und mehr herein gezogen in den Wahnsinn einer verderblichen Arbeitsteilung. Man vergass, dass das, was schon im Erwerbsleben sich als recht fragwürdig erwiesen hat: Arbeits- und Zeitersparnis, dass das im Geistesleben den Tod bedeutet. Für Gott und den Bruder sollen wir nicht sparen. Für sie soll uns das Material und die Zeit nicht reuen. In ihrem Dienst sollen nicht möglichst wenig Hände und Köpfe und Herzen, sondern möglichst viele arbeiten.

Alle sollten Pfarrer sein, nicht nur einer. So haben's die Reformatoren gemeint, als sie vom Laienpriestertum sprachen. Vor einiger Zeit las man in bäuerlichen Kreisen einen Vortrag angekündigt mit dem Thema: "Die Frau als Priesterin im Bauernhause." Ja, so sollte es sein. So ist es evangelisch. Der Christ hat sein Haus, und je nach Umständen seine Verwandtschaft, Freundschaft und Nachbarschaft als sein geistliches Wirkungsfeld, fast möchte man sagen, als sein Missionsgebiet zu betrachten.

Aber nun sind heute die Butterfässchen in den Häusern herum wegen Nichtgebrauch abgeschafft und zerfallen. Aber nicht nur sie. Auch die Bibeln in den Häusern herum sind weithin abgeschafft und verstaubt. Statt dass alle buttern, buttert nur noch einer, und statt dass alle lehren und ermahnen und unterweisen und predigen, soll's nur noch einer tun, der dazu Angestellte und Bezahlte. Und so wie ihr die Milch in die Käshütte bringt, so ist auch das religiöse Leben, das Lesen der Bibel, Gesang und Gebet, immer mehr aus den Häusern verschwunden und in die Kirche hinein zentralisiert worden, immer mehr aus dem Alltag heraus in den Sonntag hinein, und die Kirchensache, die Sache Gottes und darum die Sache aller, ist zur Pfarrersache geworden, und das ist der Fluch, worunter wir vor allem in unseren Landeskirchen leiden. Auf der einen Seite Pfarrer, die — soweit sie es wirklich sind! — unter der Last der Arbeit zusammenbrechen, auf der anderen Seite Gemeindeglieder "arbeitslos", unbeschäftigt, passiv. Da haben wir, auch auf geistlichem Gebiet, den Fluch der Arbeitsteilung.

Es hat zwar in der Gemeinde Christi immer einzelne, dazu Berufene und Bevollmächtigte gegeben, die das Wort ergriffen zur Verkündigung, und die als Seelsorger mahn-ten und lehrten und trösteten. Schon zu Lebzeiten der Apostel gab es die "Ämter". Die einen nannte man Lehrer, die anderen Propheten, oder Apostel, oder Hirten, oder

Evangelisten, oder Diakone. So arbeitete ein jeglicher, je nach der Gnadengabe, die ihm gegeben war. Das war sozusagen die vom Heiligen Geist selber angeordnete, lebendige Arbeitsteilung. Unser Gebet für die heutige Form der Pfarrerkirche muss dahin gehen, dass an Stelle der erstarrten Arbeitsteilung wieder die andere trete, die lebendige, die gemeint ist in dem Apostelwort: "Darum lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am anderen hanget durch alle Gelenke..."

Der Laufzügel

Matthäus 7,6; Jakobus 3,1

"Vergiss den Laufzügel nicht!" Wie oft wurde mir das in jungen Jahren zugerufen beim Anspannen! Es dünkt mich, es töne mir noch gerade jetzt in den Ohren. Der Laufzügel. Damit war jener Riemen gemeint, der das junge, wilde Vonderhandross (das im Doppelgespann rechts gehende Pferd) zurück band und einigermassen im Zaum hielt, damit es seinen stürmischen Lauf mässige.

Mit dem Laufzügel möchte ich jenes seltsame Wort vergleichen, das der Meister einmal auf dem Berg zu seinen Jüngern gesagt hat, und das lautet: "Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf dass sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füssen und sich wenden und euch zerreißen."

Das ist ein Wort an die Adresse einer lebendigen Gemeinde. Sie ist vielleicht so lebendig, dass sie in Gefahr steht, des Guten zu viel zu tun; für eine Gemeinde, die mit Feuereifer Seelsorge treibt und dabei trotz aller Gutmeinenheit Schaden und Verwirrung anrichtet. Für eine Gemeinde, die sich so heilig verantwortlich weiss für die Seele des Mitbruders, dass sie übers Ziel hinausschiesst und mit Bekehrungswut sich auf ihn stürzt und ihn anrennelt. Solch eine Gemeinde hat einen Laufzügel nötig. Ihr sagt der Meister: "Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen..."

Vor diesem Wort schämen wir uns ganz gehörig. Errötend erkennen wir, dass es nicht zu uns geredet ist. Wir haben den Laufzügel nicht nötig, leider nicht. Wir kranken nicht am Zuviel, wir kranken am Zuwenig, nicht an Übereifer, sondern an Gleichgültigkeit, nicht an Hitze, sondern an

Lauheit.

Übereifer ist höchstens bei einzelnen, auch in einzelnen kleinen Gemeinschaften vorhanden. Ihnen gilt in erster Linie diese Mahnung des Meisters. Die anderen aber, die leider! nicht Gemeinten, die vielleicht allzu Mässigen und allzu Nüchternen und allzu Besonnenen mögen sich nicht pharisäisch ins Fäustchen lachen. Hitze und Kälte sind auf jeden Fall evangelischer als Lauheit. Ein Vollblutrösslein, auch wenn es etwa einmal durchbrennt oder über den Strick schlägt und sich den Laufzügel muss anlegen lassen, ist heute eine immerhin erfreulichere Erscheinung als ein Gaul, bei dem man hinten stossen und vorne ziehen muss, damit er sich nur vom Fleck rührt.

Die Heilsarmee, die mit ihrer Blechmusik über die Strassen eilt, um Seelen zu retten, kann der Sache Christi trotz gelegentlich falscher Töne näher stehen, als die Gemeinde, die keinen falschen Ton singt und spielt, bei der die Formen aufs korrekteste stimmen, aber es ist nicht Leben da; es leuchtet kein Licht, es lodert keine Flamme, es ist nur schlafende, sterbende Glut unter der Asche.

"Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen." Das ist natürlich nur ein Vergleich, wobei man sich im Sinn und Geist Jesu denken muss: "Unzusammengezählt!" Jesus nennt nicht Menschen Hunde und Säue. Menschen sind für ihn Ebenbilder Gottes, und nicht Hunde oder Säue, auch wenn er wohl weiss, dass es gefallene, in den Dreck gefallene Ebenbilder Gottes sind.

So wie der rauere Volksmund etwa von einem sagt, er verstehe von Musik, oder von Sport, oder von der Landwirtschaft so viel "wie ne Chueh von ere Muschgetnuss" (wie eine Kuh von einer Muskatnuss), so sagt Jesus, wer weiss, vielleicht auch in Anlehnung an den Volksmund, es gebe Menschen, die seien unbereitet und unzugänglich fürs

Evangelium. Vielleicht nur vorübergehend; aber momentan fehle ihnen der Sinn für alles Göttliche so völlig, wie etwa dem Hund der Sinn für ein Orgelstück fehlt, oder dem Schwein der Sinn für eine Perle, die es mit seinem Rüssel aufwühlt.

In solchen Fällen, sagt Jesus, solle man zurückhaltend sein in göttlichen Dingen, sonst richte man Schaden an, indem man diese Menschen unnötig zum Widerspruch reize.

Damit setzt Jesus auch unserer Evangelisations- und Missionsarbeit eine Grenze. Ein Bibelspruch ist nicht immer, wenn er gesagt wird, rein nur weil's ein Bibelspruch ist, gut. Er kann, an unpassender Stelle und bei unpassender Gelegenheit angebracht, sogar Schaden anrichten. Eine Predigt ist nicht immer und bei jeder Gelegenheit, auch wenn's eine hundertprozentig rechtgläubige Predigt wäre, nach des Meisters Sinn. Es ist zum Beispiel ganz sicher nicht sein Wunsch, dass bei jedem Sport- und Schützenfest so zur Verschönerung auch eine Feldpredigt noch dabei sei. Es gibt Anlässe und Einrichtungen, die mit Gott so wenig zu tun haben, ja, die so sehr dem Willen Gottes Hohn sprechen, dass man aus einem Gefühl der Sauberkeit heraus den Namen Gottes lieber beiseite lässt.

Es braucht Gewissensforschung nach dem Wort: "Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben", ob man an einem bestimmten Ort bei einem bestimmten Anlass, oder gar bei bestimmten Personen es wagen dürfe, ein Samenkorn fallen zu lassen. Bei ein und demselben Menschen ist es vielleicht das eine Mal möglich und nötig, das andere Mal durchaus nicht.

Wenn der Pfarrer einen Hausbesuch macht, dann ist es ihm nicht jedesmal möglich, ein Kapitel zu lesen. Vielleicht war das geführte Gespräch gar nicht darnach. Sogar wenn er einen Kranken besucht, kann er nicht immer einfach lesen und beten. Sehr oft lässt man ihn mit dem Kranken gar

nicht allein. Oder man lässt einen Türspalt offen beim Hinausgehen, oder man horcht an der Wand im Nebenzimmer. Man platzt fast vor Gwunder (Neugier): "Was seit er ächt am Ätti?" (Was sagt er wohl dem Vater) Und der Pfarrer merkt diesen Gwunder, und es schnürt ihm die Kehle zu. Und der kranke Ätti hat den Gwunder auch gemerkt, und dankt dem Pfarrer mit einem stillen, warmen Blick dafür, dass er geschwiegen hat.

Bibelworte sind zarte Dinger. Der Meister nennt sie Perlen. Perlen aber trägt man nicht im Gilettäschli (Westentasche) und zieht sie alle Augenblicke hervor; Perlen hat man wohl verwahrt in einem Etui. Und wenn man dies Etui einmal auftut, dann ist's ein Ereignis. Und man öffnet's nicht vor jedermann; man schaut sich zuerst ein wenig um, wer um den Weg sei.

Trage Sorge zu diesen dir anvertrauten Perlen. Du entdeckst vielleicht bei einem deiner Nächsten Abweisung oder gar Widerwillen gegen alles Religiöse. Solche Stimmungen halten selten ein ganzes Leben an. In solchen Fällen sei besonders sparsam und vorsichtig mit den Perlen. Leg dir das Opfer auf, und öffne lieber eine Zeitlang das Etui überhaupt nicht. Unzeitiger Eifer hat da schon viel Schaden angerichtet. Kinder können sich später gegen den Glauben ihrer Eltern richten, denselben mit Füßen treten und hassen, vielleicht nicht ganz ohne Schuld der Eltern. So kann sich bewahrheiten: "Auf dass sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen."

Meine nicht, dein Kind, dein Mann, deine Frau, dein Freund, dein Nachbar, dein Arbeitskollege, dein Schüler, dein Mitbürger, dein Vorgesetzter oder Untergebener müsse sich in dem Moment und in der Weise bekehren, wie du dir's in den Kopf gesetzt hast. Du hast die Pflicht der Evangelisation und der Mission; aber machen tut's ein

anderer. Nicht du machst es. Und er hat Zeit. Oft erstaunlich viel Zeit. Dem einen begegnet er im fünften Lebensjahr, dem anderen im vierzehnten, und wieder einem anderen erst im Alter von siebenundsechzig Jahren. Er tut's. Und bis dass er's tut, dürfen wir warten und Geduld haben und lieben und glauben und die Hoffnung nicht aufgeben füreinander. "Alles Ding hat seine Zeit."

Des Menschen Sohn

Johannes 1,14; 19,1-15; Markus 15,39

Wer nach Regennächten über Landstrassen geht, der begegnet schon nach einigen hundert Schritten den blutigen Spuren des heutigen Automobilverkehrs. Da ein roter Klecks — aus den Formen zu schliessen muss es ein munteres Fröschlein gewesen sein. Dort ein zertrümmertes Schneckenhaus oder ein Regenwürmlein, das sich von seiner zerquetschten anderen Hälfte los zu ringen versucht.

Dieses auf der Strasse erdrückte Leben wird einem merkwürdig eindrücklich. Man mag lange denken: "Was geht mich ein toter Frosch auf dem Weg an?" Blitzschnell mag sich der Blick davon weg wenden und der Fuss mag vorsichtig drum herum ausweichen; aber drinnen, ganz im Innersten, wird bei solchen Begegnungen, so geringfügig sie auch scheinen mögen, eine Saite wie von einem unsichtbaren Finger angerührt.

Wie kommt das nur, dass ein blutiges Wesen auf der Strasse, und wär's auch nur ein Regenwurm, uns überhaupt einen Eindruck zu machen vermag? Ist's Rührseligkeit? Ist's Nervenschwäche? Das kann's natürlich sein. Aber es ist dabei noch etwas anderes. Im Moment, da der Blick das Blut auf der Strasse streift, ist etwas wie ein geheimnisvoller Funke auf uns überggesprungen, der uns im innersten berührt hat. Und in diesem Moment ist auch schon zwischen der leidenden Kreatur der Strasse und dem mitleidenden Fussgänger ein geheimnisvolles Band der Zusammengehörigkeit, um nicht zu sagen, der Verwandtschaft, entstanden.

Das ist nichts anderes als die Erinnerung daran, dass wir alle Kreaturen sind, auch der geringste Wurm, und dass wir aus der Hand desselben Schöpfers und Vaters kommen, und dass wir alle miteinander in einer Schicksalsgemein-

schaft stehen. Auf der Strasse erdrückt könnte mein eigen Kind sein, der rote Klecks auf dem Asphalt könnte von meinem eigenen Blut herkommen.

Dieser geheimnisvolle Funke, der vom blutenden Wurm auf der Strasse zündend in einem Menschenherzen Regungen wachrufen kann, ist natürlich viel häufiger und viel deutlicher noch zwischen Mensch und Mensch. Ein Leid verzerrtes Menschenantlitz, oder gar der Schmerzenslaut, der sich aus einer Menschenbrust hervorquält, kann so auf uns wirken, dass augenblicklich die innigste Erlebnis- und Leidensverbundenheit zwischen wildfremden Menschen entsteht.

Wer unter uns je einmal in einem grossen Spitalsaal lag, der weiss um das einzigartige und innige Band, das zwischen Bettnachbarn entstehen kann, einzig weil sie beide Menschen sind und daliegen und darhalten müssen.

Ein feines Beispiel solcher Erlebnisverbundenheit beschreibt Goethe in seinem "Hermann und Dorothea". Eine gute alte Wirtin vernimmt, dass ein Zug armer, vertriebener Menschen auf der Landstrasse vorüberkomme. Eine von diesen Fremden habe unterwegs ein Kindlein erhalten. Es fehle am Nötigsten. Sowie die Wirtin das vernimmt, ist der Funke von jener armen Wöchnerin übergelungen in ihr Herz, und augenblicklich erkennt sie in jener Ärmsten, deren Namen sie zum erstenmal hört, die Schwester. Und nun wird alles Nötige mit einer solchen Umsicht für die arme Fremde bereitet, dass man den Eindruck nicht loswird, die alte Wirtin erlebe förmlich die schweren Stunden wieder, die sie selber einst als Frau und junge Mutter durchzuhalten hatte.

Eine solche, geradezu unerhörte Hinüberfunktung und Hinüberzündung weist nun auch die Leidensgeschichte des Heilandes auf. Christus steht da als Schmerzensmann, im Purpurmantel und mit dem Scheinszepter, verhöhnt. Sein

Gesicht ist von den Dornen des Stachelkranzes blutig. Während eine Volksmenge wild und fanatisch sein Blut fordert, geschieht das Unglaubliche, und doch so Alltäglich-Menschliche, dass einer der Anwesenden in Jesus den Menschen erkennt, den Menschenbruder, den Leidverbundenen. Und dieser eine, der mitten in der entmenschten Masse menschlich zu fühlen anfängt, ist ein Heide, der Statthalter Pontius Pilatus.

Pilatus ist ja ein völlig Aussenstehender. Er ist Verwaltungsmann einer landesfremden Macht. Innerlich, gar religiös, gehen ihn diese Juden und ihre religiösen Händel nichts an. Am Leben Jesu hat er kein Interesse, aber auch nicht an seinem Tod. Er hasst ihn nicht und liebt ihn nicht, und er zeigt auch seine völlige Gleichgültigkeit.

Doch — und das kommt mir immer wieder vor wie ein ganz grosses Wunder — es gelingt diesem Heiden nicht, seinem Gefangenen gegenüber die Stellung völlig amtlicher Neutralität zu bewahren. Er sieht sich mit einem Male zu diesem fremden Schmerzensmann im Purpurmantel hingezogen; allen Anwesenden und ihm selber zur grössten Verwunderung. Er bekommt ganz ausgesprochen Mitleid mit Jesus. Der Funke ist übersprungen und hat in seinem Innersten gezündet. Er, der Römer, und dazu noch der vornehme Römer, erkennt in einem Juden, und dazu noch in einem Juden aus dem gemeinen Volk, den Menschen, das heisst ein gleichwertiges, ihm verbundenes Wesen.

Und von diesem seinem Mitleid macht Pilatus kein Hehl. Er ruft die Menschlichkeit der Massen an. Das ist der Sinn der denkwürdigen Worte: "Ecce homo" — "sehet, Welch ein Mensch!" Er will die Massen erinnern, dass sie ja Menschen sind, und dass der da auch ein Mensch ist, und dass sie das Blut eines Mit-Menschen fordern. Aber das Fünklein, das auf ihn übersprungen ist von dem misshandelten Menschen, will nicht weiterzündet.

"Sehet, welch ein Mensch!" In diesem Wort des Heiden Pilatus leuchtet wie eine Rakete in der Nacht das Band auf, welches Jesus mit uns Menschen verbindet. Sein ganzes Leben ist, man möchte sagen, ein Leben dicht dem Erdboden entlang. So sehr ist er einfach Mensch, dass er bis zu seinem dreissigsten Lebensjahr überhaupt nicht hervorsticht aus seiner menschlichen Umgebung. Und auch nachher erscheint uns seine Gestalt strahlend in schlichter, edler Menschlichkeit. Um dieses Bandes willen, das ihn mit uns Menschen verbindet, nennt er sich mit Vorliebe "des Menschen Sohn".

Alle die menschlich-edlen Regungen, die in uns wach sind einem guten Freund, einem verehrten Lehrer, einem vertrauten Arzt gegenüber, oder gar jene einzigartigen Gefühle, die uns Geschwistern und Vätern und Müttern gegenüber beglücken, diese ganze erhebende Fülle von Menschlichkeit ist denjenigen entgegengetreten, die Jesus begegnen durften. So ist er ein Mensch von ursprünglicher Natürlichkeit, einer wie sie im Anfang waren, als wir noch die Krone auf dem Haupt trugen, die der Schöpfer als Ehre und Schmuck uns aufs Haupt gelegt.

Aber damit, dass er als Menschenkind geboren wird und als Menschensohn unter uns lebt in unverfälschter Natürlichkeit, ist seine Menschwerdung noch nicht vollendet. Er geht sogar ein in unser Menschenleiden und geht ein in unseren Menschentod. Kreuz, Tod und Grablegung sind die letzten Tiefpunkte seiner Menschwerdung.

Die Hände, die durchnagelt werden, sind Menschenhände. Die im Schmerz zuckende Haut ist Menschenhaut. Das "Haupt voll Blut und Wunden" ist Menschenhaupt. Das Antlitz "so erbleichet" und "so schmachvoll zugericht't", ist Menschenantlitz, und das Auge, das schliesslich bricht, ist Menschenauge. Der Leichnam, der der Erde anvertraut wird, ist Menschenleiche.

Der am Kreuz ist der Mensch. Der Mensch, wie er ist. Der Mensch, zerrissen durch die Disteln und Dornen des Erdendaseins. Wenn wir wissen wollen, wer und was der Mensch ist, hier ist Aufschluss. Hier ist Wahrheit. Hier ist letzte Enthüllung dessen, was sich Mensch nennt. Hier ist schonungslose, nackte, brutale, verzweifelte Wirklichkeit des Wesens Mensch: "Sehet, welch ein Mensch!"

So wird Jesus Mensch. Nicht nur so, wie etwa die Griechen ihre Götter sich in heiterer und edler Menschengestalt dachten, sondern Mensch wie er leidet und stirbt, sogar schrecklich leidet und schrecklich stirbt. Dadurch aber entsteht eine Gemeinschaft zwischen ihm und uns, eine von einer solchen Unverwüstlichkeit und Unzerstörbarkeit und Innigkeit, dass man ganz überrascht und beschämt wird dadurch. Dasselbe geheimnisvolle Band, das uns mit jedem blutenden Wurm auf der Strasse, mit jedem Leidensgenossen und Schicksalsgefährten, mit jedem, der Menschenantlitz trägt, verbindet, dasselbe Band der Verwandtschaft und Menschenbruderschaft leuchtet hier auf zwischen Jesus und mir, zwischen Jesus und dir und aller Kreatur.

Wir fangen an zu ahnen, warum der moderne Mensch, der sich von der Kirche Christi lossagt, der von seinem Wort auch nichts mehr hören will, von einem nicht loskommt, von Christus dem Gekreuzigten. So wenig Pilatus von ihm loskam, so wenig kommt der moderne Mensch von ihm los, mag er noch so draussen stehen und in Gleichgültigkeit sich einhüllen. Und wenn Friedrich Nietzsche gerade unser Wort, "Ecce homo", als Titel gewählt hat für eins seiner Bücher, und wenn man mit Vorliebe zu allen Zeiten gerade das Bild des gekreuzigten Schmerzensmannes verspottet hat, dann ist das der sprechendste Beweis dafür, dass man von diesem Gekreuzigten nicht loskommen kann.

So weit es leidende, blutende, sterbende Kreaturen gibt auf dem Erdboden, so weit wird das Kreuz Jesu rein mensch-

lich sprechen zu denen, die es zu Gesicht bekommen. Dies Kreuz spricht eine internationale Sprache, die Ursprache aller Menschen. Eher wird man den Völkern das Herz aus dem Leih reißen müssen, als dass sie eines Tages die Ur-Menschen-Sprache, die das Kreuz redet, so deutlich redet, dass sogar ein Pilatus sie verstand, nicht mehr verstehen könnten.

Die ersten Christengemeinden haben gewusst, warum sie das Ansinnen, in Jesus nur mehr einen Gott und nicht mehr einen Menschen zu sehen, glatt und klar als Irrlehre zurückwiesen. Sie haben gewusst, wenn wir in falscher Geistigkeit der Menschwerdung Jesu Abbruch tun, wenn wir die uns zugekehrte menschliche Seite Jesu leugnen, dass dann Jesus nicht mehr der Mittelsmann ist, der eine Hand in der Hand des Vaters hat und die andere uns Menschen entgegenstreckt. Wer die Menschheit Jesu leugnet, der haut gleichsam die uns gütig zugestreckte Hand des Mittlers ab. Darum haben sie auch in ihrem Glaubensbekenntnis so sehr betont, Jesus sei Mensch geboren und als Mensch gestorben. Mit einer Genauigkeit, die uns an gewisse Formeln des Zivilstandsamtes und Bestattungsamtes erinnert, wird in diesem Bekenntnis festgestellt: "Gelitten unter Pontius Pilatus — gekreuzigt — gestorben — begraben."

Aber nun redet ja das Kreuz neben dieser allgemeinverständlichen Natursprache noch eine andere Sprache. Eine, die wir alle nicht zum vornherein kennen, und die wir darum alle erst mühsam hinzulernen müssen. Darum können wir da nur mehr radebrechen.

Es kommt zwar vor, dass einer eine Fremdsprache zwar nicht kennt, aber dergleichen tut, als kennte er sie, indem er gewisse unverstandene Sätze und Ausdrücke auswendig lernt, und dieselben bei jeder Gelegenheit hersagt, um damit zu prahlen. So kann es vorkommen, dass man von

der Fremdsprache, die das Kreuz neben der Natursprache nun auch noch spricht, einige Sätze, oder gar ganze Seiten auswendig lernt und mit einer gewissen Geläufigkeit sich dieser Sätze immer wieder schlagwortartig bedient. Wir möchten auf solchen dogmatischen "Leerlauf" bewusst verzichten und lieber radebrechen, als den Mund voll zu nehmen und dergleichen zu tun, als verständen wir das Kreuz.

Ich kann zunächst nur sagen und darauf aufmerksam machen, dass da dann noch etwas anderes vor sich geht, als das schreckliche, hilflose, martervolle Verbluten eines Menschen. Dass man da nicht einfach nach dem ersten Augenschein vorschnell sein Urteil bilden und abschliessen darf. Es soll ja da, wie dieser sterbende Schmerzensmann zuvor geäußert hat zu seinen Nächsten, dann nach drei Tagen noch etwas geschehen, etwas Unerhörtes und Unfassbares, etwas, das auf die furchtbare Gottverlassenheit dieses Sterbens ein anderes, ein so ganz anderes Licht werfen wird.

Der erste, der das Geheimnis des Kreuzes gleichsam vorweg ausplaudert und dabei wohl nicht ganz weiss, was er sagt, ist seltsamerweise wiederum ein Heide. Nachdem der Kampf am Kreuz ausgekämpft ist, und die Sonne ihr Angesicht wieder zeigt, — es ist still geworden am Kreuz, — da schaut der römische Hauptmann, der als Wachtoffizier in nächster Nähe des Kreuzes zugeschaut hat, zu demselben empor und sagt ein Wort, das ihm jedenfalls Fleisch und Blut nicht offenbarten: "Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen."

Gott! Er ist das Geheimnis, das ums Kreuz Christi webt. Durchs Sterben dieses Menschen redet Gott zu uns. Sein Wille ist es, dass dieses Blut fließt, dass diese Hände und Füße durchnagelt werden. Und mit dem Sterben dieses einen Menschen will er etwas. Er will damit allen, allen

Menschen, die auf dieser Erde bluten und leiden und sterben, und so von der Schuld ihrer Sünde etwas abbezahlen, will allen sagen, dass er sie lieb hat. Und darin besteht die Liebe Gottes, dass derjenige, der da am Kreuz stirbt — ach, man möchte es am liebsten jedem einzelnen nur leis ins Ohr sagen —, dass der da sein Sohn ist.

Wer kann das fassen? Fassen kann man es nicht. Es ist unfassbar, dass in diesem schrecklichen Menschentod noch etwas anderes uns soll entgentreten, als eben ein Menschentod. Fassen kann man's nicht; aber es kann geschehen, dass du von ihm erfasst wirst. Dass das Geheimnis des Kreuzes gleichsam vom Kreuz selber her dir eröffnet wird.

Wo ein Menschenkind den geraden, steilen, frechen Blick auf Gott verloren hat und die Augen niederschlägt und über sich selber erschrak, oder wo ein unbegreifliches Geschick einem Menschenkind den Blick auf Gott raubte, da, gerade dann, kann das Kreuz zu reden anfangen, so wie Gott einst aus dem Dornbusch redete.

Ich kenne Verzweifelte. Das heisst Menschen, denen die Frage auf den Lippen brennt: "Wo ist Gott? Gibt's einen Gott, nach allem, was wir erlebt haben und immer wieder erleben müssen? Und wo ist die Liebe dieses Gottes?"

O du Hadernder, du Fragender, du Verzweifelter, komm her und sieh! Hier wird geblutet. Und hier wird darum geblutet, damit jeder Blutende ein für allemal erkenne, dass nichts, aber auch gar nichts, keine Schuld und kein Leiden und kein Tod mehr uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, seinem Sohn, unserem Herrn.

's ist Altjahrabend

Philipp 3,13-14

Ein Strom — wer daraus trinke, der könne vergessen. Ein Berg — wer da hineinkomme, der könne vergessen. Warum erzählen die Sagen und Märchen fast aller Völker von solch seligem Vergessen? Sie verraten jene Sehnsucht, die uns Menschen allen heimlich in der Seele brennt: Vergessen, ach, nur vergessen! Glücklich ist, wer vergisst, was... Schwamm drüber! Strich drunter! All diese Redensarten geben Zeugnis von dem einen verborgenen Sehnen.

's ist Altjahrabend. Die Silvestergläser klingen. Der ganze "Bären" ist beleuchtet; die Gaststube, das Hinterstübchen, Keller und Tanzsaal. Der Bären-Fritz sticht Fässer an. Er hämmert und schwitzt. Der Bären-Fritz ist ein gescheiter Mann. Er weiss etwas von jener Sehnsucht in der Menschenbrust. Er weiss, heute wollen sie vergeben, die mit den gekrümmten Rücken und mit den hart gewerkten Fäusten. Das Serviermeitli (Serviertochter) reibt Gläser aus. Es weiss, nach einem Krisen- und Hudeljahrgang, wie der einer war, braucht's Gläser zum Vergessen. Der bleiche Handörgeler (Handorgel Spieler) aus dem Lochgraben sitzt auf dem Podium. Seine Finger fliegen über die Perlmutterknöpfe des Instruments. Seine Augen sind geschlossen. Er schaut in sich hinein und sucht die Töne. Er sucht und sucht, er sinnt und sinnt. Jetzt streichelt er über den Faltenbalg der Harfe, als wollte er zu ihr sagen: "Heut gilt's, Alte! Der Katastrophensommer und der Krisenwinter wollen vergessen sein, die leere Hofstatt und der gesunkene Milchpreis, der leere Geldsack und der leere Magen und — das leere Herz."

's ist Altjahrabend. Auch die Silvesterglocken klingen. Etwas matt leuchten die Kirchenfenster vom Berg herunter ins Tal. Verhüllte Gestalten klimmen die Treppe empor,

Frauen und Greise, hie und da ein Mann. Sie tragen die Last des vergangenen Jahres, darum ist ihr Gang so müde. Da droben möchten auch sie — vergessen. Vergessen die grauen Regentage, vergessen die schlaflosen Sorgennächte. Vergessen den Kummer draussen auf dem Feld und den Ärger daheim in der Stube. Wer doch vergessen könnte heute — in der Silvesternacht!

Der Pfarrer redet von der Last der Vergangenheit, die an diesem Abend gar viele drückt. Er ruft über die schwach besetzten Bänke hin: "Gibt es denn kein Vergessen?" Wie seufzendes Echo hallt's von den Wänden und aus den Sitzreihen zurück: "— kein Vergessen?"

Das vergangene Jahr hat manche Schwiele eingegraben und manche Runzel tiefer gefurcht, hat manch ein Haar gebleicht und manche Beule geschlagen. Solche Spuren der Vergangenheit, keine Menschenhand vermag sie auszuwischen. Und Spuren trägt auch deine Seele. Auch da sind Tatsachen eingegraben; Tatsachen von begangnem und erlittenem Unrecht. Tatsachen, die keine Menschenmacht aus der Erinnerung tilgt.

Begangene Sünde ist auf deine Seele geschrieben, und diese Schrift hängt dir vor Augen, so oft du hinter dich schaust. Und sie kann zu einer Flammenschrift werden, zum fressenden Feuer, das kein Wasser löscht. Da kannst du dir lang einreden: "Schwamm drüber!" Es hat einer dazugeschrieben: "Stehen lassen!" So wie es einst der Lehrer tat, wenn er wollte, dass eine Zeichnung oder Rechnung einige Zeit an der Wandtafel bleiben sollte.

So redete der Pfarrer, und die Gesichter von unten blickten schmerzlich enttäuscht: "So gibt's also kein Vergessen? So müssen wir die Last wieder ins neue Jahr hinübernehmen? Und du legst uns neue Lasten auf den Karren, statt ihn uns leichter zu machen für den steilen Weg, der wieder vor uns liegt?"

Jetzt aber fährt der auf der Kanzel fort und erzählt von einem Menschen, den hungerte und fror, der Schiffbruch litt und gepeitscht war und eingesperrt, der ein Verfolger Christi war, schnaubend und rasend, der nun nach einem Leben voller Mühsale im Alter zurückschaut, an Leib und Seele unzählige Narben entdeckt, und trotz allem hören wir ihn sagen: "Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist..."

Wer doch das Geheimnis dieses Paulus konnte, der vergessen kann! Wer hat dem geschundenen und narbenbedeckten Greis die Kraft gegeben, dass er kann, was wir nicht können, dass er kann, was die Völker seit Menschengedenken ersehnten und doch nie konnten — vergessen?

Paulus weiss, es gibt einen "Berg des Vergessens". Aber es ist nicht jener Venusberg, jener Berg des gierigen Genusses, an den unsere heidnischen Vorväter einst glaubten. Paulus weiss von einem Berg, auf dem drei Kreuze stehen.

Und Paulus weiss, es gibt einen "Strom des Vergessens". Aber es ist nicht jener Lethestrom, von dem die heidnischen Griechen fabulierten. Paulus weiss von jenem Strom des göttlichen Erbarmens, der vom Berg mit den drei Kreuzen sich ergiesst in die Täler und Abgründe unseres menschlichen Daseins.

Paulus hat das nicht immer gewusst. Es gab eine Zeit, da hat auch er sich an seinen Sünden wund gerieben, da hat auch er die Lasten der Vergangenheit durch die Jahre geschleppt, da hat auch er nicht vergessen können, nicht seine bösen — und noch viel weniger seine guten Taten. Dann aber ist das Grosse, Unaussprechliche eingetreten in sein Leben. Es war wie ein Tod und wie eine Geburt.

Seitdem weiss er, dass es ein Vergessen gibt für uns Menschen, nicht eins "von dieser Welt", nein, ein Vergessen anderswo her; nicht ein selber gemachtes, sondern ein

geschenktes. Und Paulus weiss, wer das Vergessen schenken kann — wer einzig!

Der Bären-Fritz weiss das im Grunde ja auch. Aber er sticht Fässer an und schwitzt. Der Bären-Fritz ist ein erfahrener Mann. Er weiss wohl, wie mancher am Silvesterabend anderswo Vergessen sucht als da, wo es zu finden wäre.

's ist Altjahrabend, und wir denken an das, "was da vorne ist". Ja, was ist da vorne? Wer das wüsste! Jedenfalls viel neues Unrecht, das wir erleiden und zufügen werden. Da vorne ist nichts Gutes, so wenig wie da hinten Gutes war. Wir stehen am Tor der Zukunft wie einer, der vor einem Zimmer steht, in dem etwas Erschütterndes geschehen ist; und er wagt nicht, hineinzugehen und nachzusehen, weil er fürchtet, er könnte den Anblick nicht ertragen.

Aber derjenige, der im Blick auf unsere Vergangenheit das unmögliche Vergessen möglich macht, er kann auch in der Zukunft Unmögliches möglich machen. Er ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit. Er hat uns erlöst von der Not des vergangenen Jahres und von der Sorge des kommenden. Wenn wir auch gar nichts wissen vom kommenden Jahr, das wissen wir: Auch da vorne steht der Berg mit den drei Kreuzen darauf, auch da vorne strömt der Strom des Lebens.

's ist Altjahrabend. Im Aufblick zum alten Gott, der noch lebt, schreiten wir über die Schwelle, dankbar und zuversichtlich, mit dem Bekenntnis:

"Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und — vergiss! Aber vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!"

Der Pflug

Jeremia 4,3

Dein Leben ist ein geheimnisvolles Ackerfeld. Du kannst nie wissen, ob vielleicht ein verborgener Schatz drin liegt, den es zu finden und zu heben gilt. Wohl weisst du, dass dies Ackerfeld eine Grenze hat, irgendwo hier ganz nah, oder dort etwas weiter weg; aber wo der Markstein deines Lebens steht, das weisst du nicht. Er ist uns verborgen, verborgen bis zu dem Moment, da wir dran fahren und die Pflugschar dran zerbricht. —

Eins aber sollst du wissen: Dieser Acker ist dir vom Ewigen geschenkt, dass du ihn nicht brach und wild liegen lassest, sondern dass du ihn pflügest. Dein Leben soll ein Pflügen sein, und deine Jahre den Ackerfurchen gleichen. So zieh denn Furche um Furche, eine neben die andere! Die Ältesten, die diese Zeilen lesen, haben bereits siebenzig, achtzig Lebensfurchen gezogen. Sie denken etwa, das Brachfeld werde jetzt schmaler und schmaler, und der Markstein sei nicht mehr gar so weit. —

Heute ist Neujahr. Wieder hast du solch eine Furche hinter dir. Bevor du den Pflug umkehrst und eine neue beginnst, lass den "Zug" einen Augenblick verschnaufen und schau zurück!

Wie verschieden sind doch die Gedanken, die bei solcher Rückschau durch unsere Köpfe fahren! Der eine denkt übers vergangene Jahr wie über einen gelungenen Streich: "s isch wider e Fuuhre gange." (Sinngemäss: Wir haben wieder etwas Tolles hinter uns gebracht.) Ein anderer hat den Schatz in seinem Acker entdecken und ihn mit Gottes Beistand heben dürfen. Und wenn er jetzt über diese letzte Furche zurückschaut, dann liegt ein göttlich Glänzen und Leuchten drüber, und sein Auge und seine Stirne glänzen auch in dankbarer Erregung. Wieder einer schaut auf die

letzte Furche zurück wie auf eine frisch aufgerissene, rauchende Wunde. Gott, wie verschieden sind deine Wege mit uns! Schenk jedem, was er braucht am Jahresende. Schenk dem Fröhlichen, dass er Lob und Dank nicht vergesse, dem Todeswunden, dass er dich wieder preisen lerne!

Aber nun haben wir lang sinniert und rückwärts geschaut. Lange Pausen taugen nichts beim Pflügen. Langsam fahren, aber dafür beständig, das ist besser. Der Pflug darf nicht rosten in der Furche. Darum lasst uns ihn jetzt wenden und die neue Furche beginnen. Möge es eine wirklich neue Furche werden. Vor ein paar tausend Jahren schon hat ein Rufer gemahnt: "Pflüget ein Neues, und säet nicht unter die Hecken!" Was hat er damit gemeint? Ich denke mir's so:

Als ich pflügen lernte, da ist es mir einige Male passiert, dass ich in der Angst vergass, die Wage umzustecken. Wie gross war dann jeweilen der Schreck, wenn der Pflug infolgedessen in die alte Furche zurückstrebte, und alles Zerren und Hüsch-Rufen nichts nützte! So geht es manch einem am Neujahrstag. Der Pflug strebt mit aller Teufels-gewalt in die alte Furche zurück, wenn du das Umstecken vergisst, und sieh, du fährst im neuen Jahr genau wieder durch die alte Furche zurück, im Leerlauf. Die gleichen Fehler werden wieder gemacht wie im alten. Wenn die alte Furche "Krümpe" (Bogen) hatte, du fährst genau in den gleichen "Krümpen" wieder zurück. Wenn in der alten Furche ein Grundfels lag, an dem du die Pflugschar demoliertest, du fährst genau wieder an dieselbe Klippe und beschädigst den Pflug von neuem. So kannst du seit deiner Konfirmation oder seit der Hochzeit Jahr für Jahr durch die gleiche Furche fahren, was deine Fehler und Dummheiten betrifft — und stets wieder das Umstecken vergessen.

Durch das ständig gleiche Hindurchfahren aber ist diese

Furche schliesslich hart geworden wie ein polierter Gang; ja, so hart, dass es mit der Zeit fast unmöglich wird, daraus herauszukommen und eine neue anzufangen. So gibt es Menschen, die denken jahraus, jahrein in immer härteren Gedankenkanälen, und handeln stets wieder in denselben verhockten Gewohnheiten. Herz und Hirn sind ledern geworden. Es ist eine Kruste drüber gewachsen und der lebendige Schlag der armen Seele wird dumpf und matt wie der Hammerschlag der Bergleute tief unter der Erde.

Und der Lebensacker bleibt ungepflügt. Das Fruchmland, das dir der Schöpfer gab, bleibt brach. Deine Seele bleibt wild und ohne Segen. Dafür aber wächst das Unkraut und überwuchert, weil es sich selber absamt. Das Unkraut sät sich selber. Mächtig und immer mächtiger steht's, wo keine Pflugschar mehr hindurch fährt. Stauden werden Hecken. Schliesslich wird der Pflug zu schwach. Soll doch noch etwas werden, so muss jetzt schon die Reuthacke hinter den Seelenacker. Drum lass keine Leidenschaft zweijährig, und keine schlimme Gewohnheit perennierend (mehrjährig, andauernd) werden. Fahr mit dem Pflug hinein: "Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken!"

Sonst kann es vorkommen, dass ein anderer, Stärkerer kommen muss mit seinem gewaltigen Traktor, um das verwahrloste Feld aufzureissen. Gottes Traktor tut weh. Es können Gottes Traktor ganze Völker erfahren. Man hat oft den Eindruck, Gott habe bereits angefangen, die unkrautige und verwilderte Erde zu traktieren, die Kreuz und die Quer. Drum pflüget ein Neues, sonst könnte Gott noch ärger dreinfahren und rigolen, so wie ihr's bei den verseuchten Rebgärten tut, wo ihr das Unterste zu oberst kehrt und das Oberste zu unterst.

Ich weiss schon, das Umstecken ist nicht so einfach. Es ist rascher gesagt als getan. Es ist kein flinker Handgriff wie dort beim Pflügen. Genau genommen wäre uns allen ja viel

wohler in der alten Furche, wenigstens eine Zeitlang. Es ist bequem, ausgetretene Wege zu gehen. Neuland pflügen ist beschwerlicher. Sei wach am Neujahrs- und Bärzelstag (Berchtoldstag, 2. Januar), damit du's merkst und gewappnet bist, wenn dein Pflug schon wieder weicht und flieht, zurück in die alte Furche. Bitte Gott, er solle dich kräftigen, im Neubruch zu bleiben.

Ich weiss ein Kirchlein, umsäumt von Bäumen. Es hat über zwei Türen die Wappen zweier Bauerngemeinden. In beiden Wappen ist die Pflugschar. Du sollst die Pflugschar im Wappen führen, jene Pflugschar des Propheten, die ein Neues pflügt. Und tief genug sollst du pflügen, die Stellenschraube drehen, jedes Jahr einen Umgang tiefer.

Du weisst, wie wichtig es ist, dass wir beim Pflügen einen starken "Zug" haben. Nirgends wie da ist der schwache "Zug" ein empfindlicher Nachteil. Drum spann starke Rosse an deinen Lebenspflug. Das fromme, treue Zurhandross (das im Doppelgespann rechts gehende – gegebenenfalls an der Hand geführte Pferd), das sei dein unerschütterlicher Christenglaube. Das feurige, vorwärts stürmende Vonderhandross (das im Doppelgespann rechts gehende Pferd) aber, das sei die vorwärts eilende Christen Hoffnung. Glaube und Hoffnung — der Lebenspflug, vor dem dieser Zug steht, pflügt ein Neues.

Ich habe auf Weihnachten ein Bild bekommen von dem Maler Eugen Burnand. Es ist ein durchaus "weltliches" Bild. Es zeigt uns eine sonnige Juralandschaft, im Vordergrund einen Bauern hinterm Pflug und vorn neben dem Zug einen halbwüchsigen Knaben, der die Tiere treibt und lenkt. Ich kann dir nicht sagen, was dieses Bild für mich bedeutet. Ein altes Heimweh brennt auf, so oft ich's betrachte. Es ist das Heimweh nach dem Geruch der Scholle. Und noch ein anderes Heimweh —. Ich merke immer deutlicher, dass es halt doch ein religiöses Bild ist. Es

weckt in mir das Heimweh nach einer Ackerfurche, wie sie Gott gefällt.

Und nun noch eins. Du weißt, wie wichtig bei jeder Furche das Anfangen ist. Wie wichtig es ist, dass der Pflug gleich von Anfang an entschieden angreife, damit es nicht eine unordentliche Schürferei gebe bis halb in den Acker hinein. Solche Furchen gefallen Gott, die ruhig, grad und tief beginnen.

Und dann bedenk, dass du nie aus eigener Kraft eine solche, Gott wohlgefällige Furche zustande bringst. Drum fang an mit Gott und fahr fort mit Gott. Ich kannte eine alte Meistersfrau, die sagte jedesmal, wenn ich mit dem Zug wegfuhr: "Hü! i Gotts Name!" (Vorwärts! In Gottes Namen) Das sagte sie immer, sei es nun beim Marktwägelin, oder beim leeren Graswagen, oder beim geladenen Mistfuder, oder wenn wir vom Haus fuhren, um Holz zu holen im Berg, immer, wenn sie uns anfahren sah, rief sie es uns nach. Ich verstand das damals nicht so recht. Von Jahr zu Jahr aber besser.

Der Pflug ist gekehrt. Die Rosse stehen bereit. Vergiss das Umstecken nicht! Und nun: "Hü! i Gotts Name!"

Die gesprungene Glocke

Offenbarung 21,1-5

Ich weiss von einem Hirten. Dem war eine Herde anvertraut. Die Tiere alle trugen, nach der dortigen Sitte, Herdenglocken. Der schönsten und edelsten Kuh aber war ein wahres Kunstwerk der Glockengiesserei umgehängt. Darauf war eine Jahrzahl, der Name des Besitzers, und ein sinniger Spruch eingegossen. Dem Herrn der Herde war diese eine Glocke wertvoller als alle anderen; denn sie war das Geschenk einer lieben Hand.

Eines Tages nun geschah es, dass der Hirte zu faul wurde, den anvertrauten Tieren nachzulaufen und liebevoll zum Rechten zu sehen. Er füllte darum seine Tasche mit Steinen und Erdschollen und bewarf damit, um sich Mühe und Arbeit zu ersparen, aus der Ferne die unbotmässigen Tiere.

An jenem Abend aber hatte die schönste Glocke der schönsten Kuh einen Sprung. Sie gellte, als schläge man Scherben zusammen, und verlor für immer den silbernen Ton. Der Herr der Herde aber hielt alsbald strenges Gericht über den faulen Hirten, der zu bequem war, der anvertrauten Herde nachzugehen.

Genau zehn Jahre nach diesem demütigenden Jugenderlebnis ward mir durch Gottes Gnade eine andere Herde übergeben, und andere Glocken wurden mir anvertraut. Sonntag für Sonntag rief mich nun das Glockengeläute vom stumpfen Turm eines Landkirchleins hinauf auf die Kanzel. Und oft, wenn die Kirchenglocken riefen, musste ich denken: "Nicht faul sein! Nachgehen! Liebevoll und geduldig! Nicht aus der Ferne Steine werfen! Sonst springt die anvertraute Glocke und verliert für immer den silbernen Ton!"

Und so fing ich denn an, den mir Anvertrauten nachzulaufen; ich lief ihnen nach durch Feld und Wald, durch Haus

und Hof, in Keller und Stall, in die Küche und in den Hühnerhof. Auf allen ihren Wegen ging ich ihnen nach und öffnete Auge und Ohr. Und etwa einmal geschah's, dass eins von diesen verschlossenen Herzen sich mir ein klein wenig öffnete, und allemal, wenn das geschah, musste ich staunen und danken.

Aus diesem Nachlaufen aber ist schliesslich vorliegendes Büchlein entstanden. Das kam so:

Je näher ich diese zerarbeiteten Männer und Frauen kennen lernte, umso zwingender drängte sich mir die Frage auf, so oft ich zu ihnen reden sollte: "Wie sage ich's ihnen?" Was ich ihnen zu sagen hatte, das schien mir klar und unzweideutig, und über alle Zweifel erhaben: Die frohe Botschaft vom Reich des gekreuzigten und auferstandenen Christus, die und nichts sonst hatte ich zu verkündigen. Aber wie es ihnen sagen, das unsagbare Geheimnis? Wie es in die Zeit hineinsagen, das Ewige? Dieses Wie wurde Gegenstand unaufhörlichen Ringens. Und von Mal zu Mal wurde mir klarer, dass ich's ihnen nur dann sagen konnte, wenn ich ganz hin ging zu ihnen, gleichsam zuerst mich dorthin stellte, wo der Ärmste und Mühevollste stand, wenn ich ihnen die Woche über unermüdlich nachlief und sie suchte. Geschah dies nicht, dann gab's ein Steinwerfen aus der Ferne, und die ohnehin beschädigte Glocke verlor immer mehr den Ton. Ach, wie viel erstaunliche Geduld hat's doch immer wieder mit uns, dieses von uns angepredigte Arbeitsvolk zu Stadt und Land! Und wie vieles, wie viel harte Steinwürfe aus der Ferne hat es uns schon verziehen!

Über der Stadt Schaffhausen läutet allabendlich um die neunte Stunde eine Glocke. Sie hat einen Sprung. Ihr Ton ist wie eine Klage. Oft will mir scheinen, und dabei fährt mir eine heisse Angst durchs Gemüt, nicht nur die Schaffhauser Munotglocke sei gesprungen, auch unser Kirchengeläut am Sonntagmorgen um die neunte Stunde sei eher eine

Klage als ein froher Ruf.

Für gesprungene Glocken aber gibt's nur eines: Einschmelzen! Kachelgeschirr kann man flicken, gesprungene Glocken nicht. Gesprungenen Glocken kann nur ein völliger Neuguss den reinen Klang wiedergeben.

Das war unser Gebet im vorigen Kapitel; es möge durch Gottes Gnade ein Neubruch werden auf dem verwilderten Acker der Christenheit. Das ist wiederum unser Gebet auf dieser letzten Seite, es möge im Blick auf die Kirchen des Abendlandes ein Neuguss der Kirchenglocken geschehen, damit sie ihren Klang wieder erhalten.

Wir sind uns wohl bewusst, dass wir damit nur um Zweit-letztes bitten. Das Letzte, um das wir flehen, ist das Reich Gottes auf Erden, da keine Pflüge mehr pflügen und keine Glocken mehr läuten werden.

Neubruch und Neuguss sind Hinweise auf den neuen Himmel und die neue Erde, deren wir harren.